ipb no.2

individualpädagogische blätter

Das Wellenbrecher-Magazin aus Praxis und Theorie

Schwerpunktthema

Individuum und Gemeinschaft

Weitere Themen

- Individualpädagogik versus Gruppenarbeit: Ein Gegensatz?
- Distanzbeschulung
- Zur Bedeutung von Reiseprojekten
- u.v.a.m.

Herausgegeben von Wellenbrecher e.V.

Herausgeber
Wellenbrecher e.V.

Redaktion
Dr. Kurt Frey, Volker Hilgenstock, Martin Lanfersiek, Jürgen Oberscheidt

Verlag
Eigenverlag Wellenbrecher e.V.

1. Auflage, Dortmund, August 2019

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

ISSN 2569-7765

Aus Gründen der einfacheren Lesbarkeit haben sich einige Autoren dafür entschieden, bei den folgenden Texten nur die männliche Form zu verwenden. Ausdrücklich wird betont, dass damit keine Diskriminierung des weiblichen Geschlechts intendiert ist.

ipb no.2

individualpädagogische blätter

Das Wellenbrecher-Magazin aus Praxis und Theorie

Inhaltsverzeichnis

Editorial ..... Seite 6

Schwerpunktthema

Kurt Frey
Individuum und Gemeinschaft im Kontext der Erziehungshilfe ..... Seite 10

Christian Pfeiffer
Individuum und Gemeinschaft im Kontext
pädagogisch-therapeutischer Prozesse in der Jugendhilfe ..... Seite 16

Kurt Frey, Volker Hilgenstock, Wolfgang Müller
Im Gespräch: Individualpädagogik versus Gruppenarbeit: Ein Gegensatz? ..... Seite 34

Vier Fragen - vier Antworten
Jugendhilfe im Spannungsfeld zwischen individuellem Förderungsbedarf
und Erziehung zu gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten ..... Seite 46

Thorsten Rentel
Distanzbeschulung – Schulische Bildung als elementarer Faktor
erfolgreicher individualpädagogischer Arbeit ..... Seite 60

Kirill Mikhailov, Wladimir Süss
Zur Bedeutung von Reiseprojekten im Rahmen der Individualpädagogik ..... Seite 68

Michael Karkuth im Interview
Auslandsprojekte – Jugendliche zwischen Isolation und Geborgenheit, Abbruch und Aufbau ..... Seite 72

Projekte in der Praxis

Reiseprojekte

Kirill Mikhailov
Das Reiseprojekt mit Marco. Ein Erfahrungsbericht ..... Seite 88

Schulsozialarbeit

Michael Kazmierski
„Und dann hat es rumms gemacht…“ ..... Seite 106

Projektstellen

Katja Schmidt im Gespräch
„Am Anfang war das echt ungewohnt – so viele Leute um mich …“ ..... Seite 112

Die Mitwirkenden ..... Seite 120

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

als im Redaktionsteam das Thema „Individuum und Gemeinschaft“ als Schwerpunkt für diese Ausgabe der „Individualpägagogischen Blätter“ zur Sprache kam, waren wir uns nicht ganz sicher, ob dies auf den ersten Blick nicht zu allgemein und ein wenig spannungsarm wirken würde. Grundsätzlich geht es aber um zwei Seiten einer Medaille, die in einem dialektischen Verhältnis zueinander stehen und schon in der Antike von Aristoteles mit dem Begriff „Zoon Politicon“ treffend beschrieben wurden (siehe auch die Ausführungen von Kurt Frey in dieser Ausgabe).

Bei genauerer Betrachtung wird man schnell feststellen, dass gerade in der Jugendhilfe dieses Beziehungs- oder auch Spannungsfeld eine große Rolle spielt. Dabei geht der Begriff der „Gemeinschaft“ über die kleinere pädagogische Gruppe hinaus. Sie umfasst das, was wir als Sozialraum oder als Lebenszusammenhänge mit ihren (alltags)kulturellen Ausprägungen und Einflussnahmen auf das pädagogische Handeln bezeichnen.

Christian Pfeiffer beschreibt in seinem Aufsatz, dass vor allem die Haltung der Individuen zu sich selbst und zu ihrem Gegenüber für pädagogisch-therapeutische Prozesse von besonderer Bedeutung ist. Für ihn sind dies „entscheidende Faktoren der moralischen Handlungsweise“.

Betrachten wir das Sozialgesetzbuch VIII – Kinder- und Jugendhilfe. Hier wird festgelegt, dass die individuelle Förderung von bedürftigen Kindern und Jugendlichen im Mittelpunkt steht. Durch eine Reihe von Hilfen, die je nach Lage des Falles als individualpädagogische 1:1-Maßnahmen oder als Betreuung in einer Gruppe möglich sind, soll dieses Ziel erreicht werden. Im Fokus steht zwar immer der Einzelne, aber der Gruppe als mögliches Regulativ kommt eine ebensolche Bedeutung zu.

Häufig setzen sich die Befürworter von individualpädagogischen Hilfen zur Erziehung kritisch mit dem Thema „Gruppenpädagogik“ in der Heimerziehung auseinander, weil sie oftmals als Kontrapunkt zur Individualpädagogik empfunden wird. Allerdings geschieht dies nicht unbedingt nur kontrovers. Das zeigt sehr anschaulich die in der Rubrik „Im Gespräch“ dokumentierte Diskussion von Volker Hilgenstock, Kurt Frey und Wolfgang Müller.

Im sich anschließenden Kapitel wird der Versuch unternommen, eine weitere Frage zu be-

antworten: Steht Jugendhilfe nicht meistens in einem Spannungsfeld zwischen individuellem Förderungsbedarf und Erziehung zu gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten? Und wenn ja, welche Rahmenbedingungen müssen gegeben sein, um trotzdem erfolgreich arbeiten zu können? Engagierte aus unterschiedlichen Bereichen geben Antworten.

Wenn es zutrifft, dass für die Entwicklung der Persönlichkeit von Kindern und Jugendlichen in der Regel die Existenz eines gewohnten sozialen Umfeldes hilfreich ist, dann wäre zu fragen, was Jugendhilfe unternehmen kann, wenn dieser identitätsstiftende Bezugsrahmen fehlt bzw. gestört ist oder gar als Bedrohung empfunden wird?

Drei Bereiche aus der Praxis zeigen, wie Förderung auf individueller Basis ohne diesen Gruppenbezug funktioniert:

Distanzbeschulung: Thorsten Rentel beschreibt detailreich individuellen Schulunterricht ohne Klassengemeinschaft und dokumentiert, wie erfolgreich eine solche Maßnahme wirkt.

Reisepädagogik: Kirill Mikhailov und Wladimir Süss belegen, dass Reiseprojekte im Allgemeinen ein geeignetes Mittel sein können, hilfebedürftige Jugendliche durch das Bereisen einer reizarmen Gegend zunächst aus den negativen Einflüssen ihres Lebensraums im wahrsten Sinne des Wortes „herauszureißen", um dann die Voraussetzungen für einen Neuanfang zu schaffen.

Erzieherische Hilfen im Ausland: Michael Karkuth schildert die Bedeutung und die Wirkung solcher Maßnahmen ausführlich in einem Interview.

Zum Abschluss dieser Ausgabe werden unterschiedliche „Projekte aus der Praxis" vorgestellt. Sie handeln von

- *einer 1:1-Maßnahme, einer Reise mit einem 16-Jährigen aus Deutschland in ein entlegenes Gebiet in Russland und den in dieser Ausnahmesituation gemachten Erfahrungen*
- *einem Projekt der Schulsozialarbeit an einer Gemeinschaftsgrundschule in Duisburg*
- *der Dorfgemeinschaft Schloss Tempelhof e.V., einer außergewöhnlichen Projektstelle, über die zwei Jugendliche und ihr Betreuer erzählen.*

Wir hoffen, dass die neue Ausgabe genügend Anregungen für weitere Diskussionen liefert und zeigt, wie vielfältig Jugendhilfe ist.

Ihre ipb-Redaktion

Schwerpunkt Thema

Kurt Frey

Individuum und Gemeinschaft im Kontext der Erziehungshilfe

Was eine individuelle Hilfeplanung beachten sollte

Es gibt sicher nicht Wenige, die schon einmal über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft (Gemeinschaft) nachgedacht haben. „Welche Rolle spielen individuelle Einstellungen und Wertsysteme bei der Bewältigung von Problemen? Sollen wir unser Leben von anderen bestimmen lassen oder nicht? Wie bedeutsam ist überhaupt die Gesellschaft für den einzelnen Menschen oder braucht der die gar nicht?“ (Weilmeyer 2017)

Besonders die Philosphie hat in ihren diversen theoretischen Ansätzen viele Interpretationsmuster geliefert. So beschreibt z.B. Aristoteles den Menschen als „Zoon politicon“ – also als soziales, politisches Wesen, das in der Gemeinschaft (Polis) lebt, sie beinflusst und gleichzeitig auf sie angewiesen ist. Für Kant und Hegel steht ein vernunftgeleitetes Handeln der einzelnen Individuen im Mittelpunkt, damit sie in einer Gesellschaft ohne große Ausfälle bzw. Komplikationen miteinander und nebeneinander existieren können *(vgl. von der Heide 2004)*.

„Der Ausdruck ‘Individuum’ wird insbesondere auf Menschen angewendet, um sie als moralische Subjekte, d. h. als Träger von Rechten, Verantwortungen und Pflichten zu kennzeichnen. In diesem Sinn wird statt von ’Individuen‘ auch von ’Personen‘ geredet. Bei Personen werden zudem individuelle Eigenschaften, Interessen und Besonderheiten von denen der Bevölkerungsgruppe (Gemeinschaft, Gesellschaft, Kollektiv), der sie entstammen, abgegrenzt und als subjektive Elemente der Persönlichkeit der Individualität zugerechnet.“ *(Wikipedia: Individuum 2019)*

Der Begriff „Gemeinschaft“ bezeichnet vor allem in der Soziologie „eine überschaubare soziale Gruppe (beispielsweise eine Familie, eine Gemeinde)“ oder einen Freundeskreis. Mitglieder dieser Gemeinschaften zeichnen sich in der Regel durch ein ausgeprägtes Wir-Gefühl, durch gemeinsame Zielorientierung und/oder Grundüberzeugungen aus *(Wikipedia: Gemeinschaft 2019)*.

Für den Soziologen Simmel steht das Individuum nicht im Gegensatz zur Gesellschaft (hier verstanden als Gemeinschaft), sondern er betrachtet sie als symbiotisch und daher die Gesellschaft als Zusammenspiel unterschiedlicher Individuen, die in einer Wechselbeziehung miteinander stehen *(vgl. dazu Huber 2012, 12ff)*.

„Grundbedürfnis und Grundanspruch des Menschen ist es, sich als Individuum wahrzunehmen und zu erleben. Das Streben, sich selbst als eigenständige Persönlichkeit zu erfahren, autonom zu denken und zu handeln und eigene Vorstellungen zu verwirklichen, ist Ausdrucksform dieses Bedürfnisses. Den Gegenpol dazu bildet das Bedürfnis nach Gemeinschaft. Sich in zwischenmenschlichen Beziehungen bestätigt zu fühlen und als wertvollen Teil einer Gemeinschaft zu spüren, ist für die Entfaltung eines Menschen unerlässlich.

Um im Spannungsfeld zwischen Ich und Wir ein Gleichgewicht zu finden, bedarf es einer Vielzahl an Fähigkeiten und Kenntnissen, die durch die Auseinandersetzung mit sich selbst und mit den anderen aufgebaut und weiterentwickelt werden. Ihr Aufbau beginnt in der Familie und wird in Kindergarten und Schule fortgesetzt. Individuum zu sein und Gemeinschaft zu leben, sind zentrale Aspekte des Lebens und bedeutsam für die Gesundheit aus ganzheitlicher Sichtweise, insbesondere für Heranwachsende auf der Suche nach ihrer Identität.“ *(Deutsches Schulamt Bozen 2008, 2)*

An dieser Stelle kommt das, was wir unter ’Individualpädagogik‘ verstehen, ins Spiel. Sie gilt als steuerndes und untertützendes Element, um dem zuvor formulierten Anspruch, sich als Individuum wahrnehmen zu können, gerecht zu werden.

Der Pädagoge Karl Mager, der den Begriff ’Sozialpädagogik’ einführte, hebt hervor, dass Individualpädagogik, verstanden als Erziehungskonzept der Aufklärung, die ihrerseits großen Wert auf die Entwicklung der Autonomie und der Selbstbestimmung des Individuums legt, der Ergänzung durch eine Gemeinschaftserziehung bedarf *(vgl. Müller, Kronen 2010)*.

Einen weiteren wichtigen Hinweis auf Individualisierungsprozesse der Erziehung im Kon-

text der Gruppenpädagogik gab Heinrich Schiller in seinen „Gruppenpädagogischen Grundsätzen“. Dazu führt er aus: „Die Gruppenpädagogik sieht in der Gruppe keinen Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, durch das dem einzelnen geholfen werden soll, sich zu einem sittlichen und selbstverantwortlichen Glied der Gesellschaft zu entwickeln […] Zum Individualisieren gehört es, da anzufangen, wo der einzelne steht, das heißt, da erzieherisch und fördernd zu beginnen, wo er in seiner geistigen, gefühlsmäßigen und sittlichen Reife steht. Jedes Mitglied muß trotz unterschiedlicher Begabungen, Interessen oder Verhaltensweisen so, wie es ist, ’akzeptiert‘ werden. In dem Vermögen, den anderen grundsätzlich in seinem Wert als Mensch anzunehmen, ohne dabei alle seine Verhaltensweisen gutzuheißen, kommt der Respekt vor der Würde des einzelnen zum Ausdruck […] Individualisieren kann aber auch bedeuten, daß dem einzelnen geholfen wird, sich von einer Gruppe zu lösen, die überwiegend schädigende Folgen für ihn hat, um ihn freizumachen für andere geeignetere soziale Bindungen.“ *(Schiller 1966, 139f)*

Die Thematisierung von individueller Erziehung ist keine Erfindung der Neuzeit, sondern zieht sich durch die gesamte Geschichte der Pädagogik. Die heute oft feststellbaren Abgrenzungskämpfe (Individual- versus Gruppenpädagogik) sind m.E. überflüssig und dienen häufig nur der eigenen Legitimation. Viel sinnvoller wäre es, gemeinsam die jeweiligen Rahmenbedingungen zu untersuchen und für ihre Verbesserung einzutreten.

Die Rahmenbedingungen in der stationären Erziehungshilfe sind bekannt und nicht immer hilfreich. Sehr anschaulich hat dies Friedrich Glauser in seinem Buch „Dada und andere Erinnerungen aus seinem Leben“ beschrieben. Er schildert sehr eindrücklich Formen der Erziehung in einem Landerziehungsheim *(vgl. Glauser 2013)*.

Besonders bemerkenswert ist die Beobachtung von Glauser, dass man in vergleichbaren Institutionen per se davon auszugehen scheint, Bindung und Vertrauen seien eine einseitige Pflichtleistung an die Pädagogen. Leider ein weit verbreiteter Irrtum. Vertrauen, Bindung, Sicherheit etc. muss gemeinsam erarbeitet werden und ist immer ein Ergebnis der Gegenseitigkeit.

Für die Hilfen zur Erziehung haben diese beiden durchaus zentralen Begriffe Individualisierung und Gemeinschaft eine große Bedeutung, insbesondere bei der Ausgestaltung entsprechender Angebote.

Einerseits wird im § 36 SGB VIII gefordert, für ein Kind/einen Jugendlichen, also ein Individu-

um, einen entsprechenden Hilfeplan und damit ein für ihn geeignetes Hilfeangebot zu entwickeln. Andererseits werden viele dieser Erziehungsangebote durch die Struktur und Zielsetzung einer Gruppe, also einer Gemeinschaft, vorgegeben und damit letztlich leider oft eben nicht auf das Individuum ausgerichtet.

Die Frage ist also, ob wir damit nicht an der Intention des Gesetzgebers vorbeigehen, wenn die überwiegende Mehrheit der Jugendhilfedienstleister Rahmenbedingungen setzt bzw. setzen muss, die die Umsetzung einer individuellen Hilfeplanung erschwert oder gar unmöglich macht.

Einzelne Formen der Hilfen zur Erziehung erhalten erst dann eine gewisse Qualität, wenn es gelingt, im dialektischen Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft den Einzelnen für ein Leben in der Gemeinschaft zu qualifizieren.

Sehr häufig erlebt man in Diskussionen über die richtige Form der Erziehungshilfen nur Abgrenzendes. Ist Individualpädagogik richtiger als Gruppenerziehung, schließen sich beide gegenseitig aus oder bedürfen sie der Ergänzung bzw. brauchen sie sich gegenseitig?

„Der Mensch ist nicht zuerst Individuum und dann Sozialwesen, sondern unbedingt beides zugleich. Die Frage, wie es vom Individuum zur Gemeinschaft komme, ist falsch gestellt, weil das Selbst überhaupt nur in der Beziehung, angefangen bei der Mutter-Kind-Beziehung, zu sich selbst erwacht.“ *(Heinrichs, 6)*

Folgt man diesem Gedanken, dann steht nicht im Vordergrund die Frage „Individuum *oder* Gemeinschaft“, „Individualpädagogik *oder* Gruppenerziehung“, sondern die jeweiligen inhaltlichen und strukturellen Gestaltungen sowie die jeweiligen Haltungen der Akteure sind entscheidend, ob eine Person sich als Mensch im Plural entwickeln kann und darf.

Indem sich Individualpädagogik als Folge der Kritik an der bestehenden Gruppenerziehung, z.B. an der am Schichtdienst orientierten Heimerziehung, entwickelte, konnte sie berechtigt auch auf strukturelle und inhaltliche Gegebenheiten hinweisen, die häufig verhinderten, dass sich Kinder und Jugendliche gleichzeitig als Individuum ***und*** als Sozialwesen verwirklichen. Der oft von Heimpädagogen geäußerte Satz „In der Heimerziehung lernt man nur, wie man in der Heimerziehung leben kann“, macht dies mehr als deutlich. Obwohl man auch hier nicht übersehen darf, dass es die klassische Heimerziehung nicht mehr gibt. Heute ist sie vielfach ausdifferenziert und in ihrer Leistungsfähigkeit höchst unterschiedlich.

„Der Begriff der 'Individualpädagogik' als eigene Kategorie (im Kontext der Erziehungshilfe) ist durchaus missverständlich: Kaum ein Jugendhilfeträger wird sich in Abrede stellen lassen, dass er individuelle Hilfen anbietet und durchführt. Somit wird hier von Wenigen eine Haltung als Alleinstellungsmerkmal in Anspruch genommen, die die moderne Erziehungshilfe kollektiv zu einer ihrer Grundmaximen ernennt. Eine exakte und tragfähige Abgrenzung und Definition von Vertretern der 'Individualpädagogik' steht noch aus." *(Wendelin 2010, 13, Fußnote)*

Nun ist die Frage, ob junge Menschen im Rahmen ihrer Erziehungshilfen auf Menschen treffen, mit denen sie eine persönliche Neuorientierung erleben können, nicht nur eine, die sich bei herkömmlichen, sondern auch bei individualpädagogischen Maßnahmen stellt.

Sind Projektstellen bzw. die Personen, die mit den jungen Menschen wohnen, ausreichend vorgebildet und auf ihre Aufgabe vorbereitet, oder reicht es aus, eine pädagogische Ausbildung absolviert zu haben (wenn sie denn vorliegt)? Bei Pflegeeltern wird zumindest eine entsprechende Schulung grundsätzlich vorausgesetzt, bei Projektstellen m.W. nicht immer, und nicht immer sind die betreuenden Personen auch Fachleute.

Es ist auch bemerkenswert, dass entsprechende Erziehungsstellen immer noch als Projektstellen bezeichnet werden, obwohl auch bei ihnen längst eine bekannte Belegungsroutine eingesetzt hat *(vgl. ebenda, 13f)*.

Wenn wir junge Menschen zu verantwortungsvollen Individuen erziehen bzw. sich entwickeln lassen wollen, ist es unabdingbar, dass sie beteiligt werden und mitentscheiden können. Also eine Abkehr üblicher Belegungspraxis. Dies setzt Information, Beteiligung und Zeit voraus, die die Fachleute oft glauben, nicht zu haben.

Literaturverzeichnis

Deutsches Schulamt Bozen, Hrsg., (2008), Im Spannungsverhältnis zwischen Ich und Wir. Gemeinschaft leben, Individuum sein, Bozen/Südtirol

Glauser, Friedrich (2013), Dada und andere Erinnerungen aus seinem Leben, Zürich

Heinrichs, Johannes, Individuum, Gemeinschaft und Nation in Zeiten „sarrazinischer" Verwirrung, http://www.johannesheinrichs.de/media/155/cms_4d943ed85b9a5.pdf – Zugriff vom 8.1.2019

Huber, Marc (2012), Die Wechselwirkungen zwischen Individuum und Gesellschaft, München

Müller, Carsten, **Kronen**, Heinrich, Hrsg., (2010), Sozialpädagogik nach Karl Mager, Bad Heilbrunn

Schiller, Heinrich (1966), Gruppenpädagogik als Methode der Sozialarbeit. Darstellung und Analyse ihrer Theorie und Praxis, Wiesbaden-Doltzheim: Haus Schwalbach

Weilmeier, Christian (2017), Philosophische Gedanken über das Spannungsverhältnis von Individuum und Gesellschaft, https://neue-debatte.com/2017/06/21/philosophische-gedanken-ueber-das-spannungsverhaeltnis-von-individuum-und-gesellschaft/ – Zugriff 1.5.2019

von der Heide, Sabrina (2004), Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft: Das Abhängigkeitsverhältnis und die mögliche Gesellschaftsgestaltung, München

Wendelin, Holger (2010), Intensivpädagogische Erziehungshilfen im Ausland – Strukturen, Prozesse und Rahmenbedingungen, Dissertation, Siegen

Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Individuum - Zugriff vom 8.1.2019

Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Gemeinschaft - Zugriff vom 8.1.2019

Christian Pfeiffer

Individuum und Gemeinschaft im Kontext pädagogisch-therapeutischer Prozesse in der Jugendhilfe

Eine Auseinandersetzung zur Notwendigkeit eines humanistisch geprägten Moralverständnisses

Einleitung

Das Thema „Individuum und Gemeinschaft" ist meines Erachtens von zentraler Bedeutung, nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch in der Jugendhilfe. Die Haltung der Individuen zu sich selbst und zu ihrem Gegenüber sind entscheidende Faktoren der moralischen Handlungsweise eines jeden Menschen. Selbstverachtung führt zwangsweise zur Verachtung des Lebens an sich, Selbstannahme und -liebe führt zu einer Gesellschaft, die im Kern humanistische Werte lebt.

Ich möchte daher den Fachartikel mit einem Zitat Jean Zieglers (Mitglied des UN-Menschenrechtsrates) eröffnen, um den Themenschwerpunkt des Nachfolgenden zu definieren:

„Ich bin der Andere, der Andere ist ich. Er ist der Spiegel, der es dem Ich erlaubt, sich zu erkennen. Seine Zerstörung zerstört die Menschheit in mir."

Die Frage nach dem Ich und dem Wir, also die Auseinandersetzung mit der inneren Wahrnehmung von Beziehungen, findet wenig Beachtung im Alltäglichen; bleibt sie jedoch unbeantwortet, ist moralisches Handeln nur per Zufall möglich. Es geht hierbei nicht um eine definierte Antwort, sondern um einen Prozess der geistigen Verortung bzw. des geistigen Bewusstseins. Ausdrücklich möchte ich an dieser Stelle auch unsere Beziehung zur Erde mit einbeziehen. Unser Leben kann nur stattfinden, da wir auf einem Planeten leben, der uns nährt, Licht und Wärme gibt und atmen lässt. Auch wenn diese Qualitäten auf den ersten Blick selbstverständlich erscheinen, führt ihr Mangel doch zu erheblichen Veränderungen unserer Persönlichkeitsstruktur bis hin zu körperlichen Veränderungen und auch Krankheiten.

Ferner zeigen uns neuere hirnorganische Erkenntnisse auf, dass das Ich durch das Wir umfangreich geprägt wird und genetische Faktoren nur einen Teil zur Persönlichkeitsbeschaffenheit beitragen. In jedem Ich steckt demnach ein Teil des erlebten Wirs. Das „autobiographische Gedächtnis" speichert Informationen auf verschiedene Art und Weise ab. Die Beschaffenheit der Neuronencluster, durch die Abspeicherungen möglich werden,

definiert die Beschaffenheit der Erinnerung. Dies bedeutet, dass Erlebtes hirnorganisch sehr unterschiedlich reproduziert werden kann. Erinnerung ist nicht gleich Erinnerung und kann verschiedene Qualitäten beinhalten.

Ziel dieses Artikels ist es, moralisches Handeln im Kontext hirnorganischer Erkenntnisse zu durchleuchten. Ich möchte darlegen, dass die Art und Weise, wie Erinnerungen abgespeichert werden, unser Handeln bzw. unsere Persönlichkeitsentwicklung stark beeinflusst, und wie Gemeinschaft und Beziehung die Fähigkeiten des Erinnerns verändern, welche Auswirkung diese Erkenntnisse auf die Jugendhilfe haben und wie ein humanistisch geprägtes Moralverständnis als Qualität fungiert, die es ermöglicht, destruktive Persönlichkeitsstrukturen aufzuheben.

Das Ich und das Wir

Ich möchte nun zu Beginn erst einmal versuchen, das Ich zu konstruieren, damit die Möglichkeit besteht, das Sein aus der Abstraktion zu befreien und greifbarer zu machen. Auf die Frage „Was bzw. wer bin ich?“ gibt es wahrscheinlich so viele Antworten wie Menschen, und doch gibt es Aspekte, die vermehrt benannt werden würden. Ich selbst möchte an dieser Stelle aber bereits eine Unterscheidung einführen, die vielleicht irritieren könnte, und benennen, was das Ich aus meiner Sicht nicht ist: Es ist nicht das, was ich denke, zu sein, nicht das, was ich fühle zu sein; es ist etwas, was nicht auf diesen Ebenen zu finden ist. Ferner gehört das Ich zum Universellen, und die übliche Abgrenzung entsteht lediglich durch hirnorganische Gedankenkonstrukte und Wahrnehmungsreize, die noch dazu evolutionär determiniert sind. D.h., nehme ich das Universum als zu definierende Größe, ist jedes Ich teil dieser zu bestimmenden Masse. Gedanken sind aber lediglich Gedanken, Gefühle sind Gefühle, und Empfindungen sind Empfindungen – nicht mehr, nicht weniger. Wenn das Ich aus Gefühlen, Empfindungen und Gedanken bestehen würde, wäre das Ich etwas in Gänze Instabiles. Es wäre der Willkür der Hormone und der hirnorganischen Vorbestimmtheit ausgesetzt. Wir sagen zwar, „ich bin traurig“, meinen damit aber, genauer betrachtet, zumeist, „ich fühle mich traurig“. Das Ich beob-

achtet das Gefühl. Wir sind also eher Beobachter als Gefühl. Ähnlich verhält es sich mit den Gedanken. Aussagen wie „Ich denke gerade…“ beinhalten ebenso den Beobachter. Ich beobachte, dass ich denke. Die Bewusstwerdung ist jedoch bereits ein neuer Denkakt, sie entsteht im Gedanken – das Beobachten ist die Stufe davor, eine reine Wahrnehmung. Als weiteres Beispiel möchte ich Aussagen wie „Ich finde mich unausstehlich oder liebenswert, ich ertrage mich nicht mehr usw.“ benennen. Die Frage ist auch hier: Wer findet eigentlich wen unausstehlich oder liebenswert, wer erträgt wen oder was nicht? Es gibt also eine Instanz, aus der heraus wir beobachten oder besser wahrnehmen.
Wir unterscheiden dem

folgend zunächst Qualitäten voneinander: Gefühle, Empfindungen, Gedanken und eine vierte, die ich das „Ich“ nennen würde oder auch den „Beobachter“. Eine einfache Fragestellung macht dies deutlich. Existiere ich, wenn ich schlafe? „Klar“, würden alle sagen, „natürlich, bin ja nicht weg!“ Eben! Doch fühle ich im Schlaf, denke ich im Schlaf? „Mal so, mal so.“, würden die meisten wohl sagen. Aber auch Unterschiede zwischen dem Wach(seins)zustand und dem Zustand des Schlafens würden definiert werden. Was aber macht das Ich, wenn ich schlafe? Sie merken: viele, viele Fragen und wenig Antworten. Ich möchte es dennoch dabei vorerst belassen und diese vier Aspekte erst einmal als ein gegebenes Konstrukt so stehen lassen und nun zum „Wir“ kommen.

Was ist denn das Wir, also die Gemeinschaft? Wer definiert sie, und was oder wer gehört dazu? Ist eine Hausgemeinschaft eine Gemeinschaft, eine Projektstelle, ein Kinderheim oder eine Gesellschaft? Können wir so einfach Menschen mit in die Gemeinschaft einbeziehen oder ausschließen? „Du gehörst dazu, du nicht!“ Was passiert aber, wenn die Gemeinschaft ge-

schlossen sagt: „Gruppe A und B gehört dazu, Gruppe C nicht.“ Gruppe C aber definiert, dass sie sehr wohl dazu gehört? Ist sie nun Teil der Gemeinschaft oder nicht? Was geschieht, wenn sie um die Dazugehörigkeit kämpft und das Leben von Gruppe A und B somit permanent beeinflusst oder sogar überwiegend strukturiert? So sehr sich Gruppe A und B auch wünschen, autonom zu leben, Gruppe C wird sie zwangsweise von der Autonomie befreien. Was ist mit der Natur? Gehört sie als Lebensraum zur Gemeinschaft dazu? Ohne Lebensraum keine Gemeinschaft, oder!? Im Nichts können wir nicht existieren! So sehr wir uns auch bemühen, Gemeinschaft ist ein Konstrukt des Denkens, sie ist unwirklich und zusätzlich noch instabil, da sie von vielen Faktoren permanent beeinflusst und verändert wird. Sie besitzt ähnliche Qualitäten wie das Denken, das Empfinden und die Gefühle. Ich muss wohl niemanden derzeit erklären, wie fragil Konstrukte der Gemeinschaft im Sinne von Gesellschaften sind. Die Frage, ob bspw. Politiker, die menschenverachtende Thesen postulieren, dazu gehören, erübrigt sich wohl. Sie sind Teil der Gemeinschaft, da sie die Individuen beeinflussen. Sie stehen in Wechselwirkung mit dem Rest der Gemeinschaft. Im Übrigen gilt dies für jeden Menschen und letztendlich auch für alle Tiere und Pflanzen und sonstigen Bestandteile des Universellen – die Menschheit und somit auch jedes Ich befindet sich in Abhängigkeit und reflexiver Korrespondenz zum Gesamtsystem. Betrachte ich das Ganze nun systemtheoretisch, kann es noch detaillierter aufgefächert werden, da sich jedes Individuum noch zusätzlich in unterschiedlichen Systemen bewegt und auch innerlich die sogenannten Anteile oder Egostates unterschiedlichen Strukturen zugehörig sind. Ein Geflecht, das dann noch hirnorganisch determiniert ist und sich der Kontrolle des Menschen oftmals und weitgehend entzieht. Man muss an der Stelle schon staunen, dass Kommunikation und Gesellschaft überhaupt funktioniert. Stellt sich nur die Frage, was uns fokussiert, wo die stabile Instanz zu finden ist? Wir sprechen in diesem Zusammenhang gerne von Werten, also von Moral und Interessensgebieten, auf die wir alle angewiesen sind. Frieden, Gesundheit, Nahrung und Bildung sind nur einige wenige Aspekte, die wir zielgerichtet und gemeinsam definieren. Die persönlichen Haltungen haben eine große Schnittmenge. All das wäre ohne eine ausreichende moralische Entwicklung nicht möglich. So betrachtet, wird auch deutlich, dass nationale Grenzen und ethnische Herkunft nichts als Konstrukte sind. Sie dienen lediglich der Regulation von Gesellschaften, im Positiven wie Negativen.

Hirnorganische Erkenntnisse über die Beschaffenheit des Ichs und ihre Bedeutung im Kontext der Jugendhilfe

Die Hirnforschung geht davon aus, dass nur ein Teil der Hirnentwicklung genetisch vorbestimmt ist und der restliche Anteil durch Beziehungen organisiert wird. Im Zentrum stehen kontextuell insbesondere die ersten Kindheitsjahre, die stark prägend wirken:

„Eine normale Entwicklung der Informationsverarbeitungsschaltkreise im visuellen Kortex erfordert zwingend bestimmte Arten von Erlebnissen." *(Wiesel/Hubel 1963, zitiert nach Siegel 2010, 31)*.

„Der gleiche Prozess findet auch bei anderen Gehirnsystemen statt, bspw. beim Bindungs-(verhaltens)system (attachment system). Kinder, die in ihren ersten Lebensjahren keine Erlebnisse mit einer Bindungsfigur gehabt haben (die nicht nur keine optimale, sondern gar keine Bindung erlebt haben), leiden später oft unter einer starken Einschränkung der Fähigkeit, vertraute zwischenmenschliche Beziehungen zu entwickeln" *(Bowlby 1969, 1986, 1988, 1995, zitiert nach: ebenda 31)*

„Wie schon in früheren Kapiteln erwähnt, haben die Eltern von Kindern mit desorganisierter Bindung diesen gegenüber verängstigte, beängstigende oder desorientierende Veränderungen ihres eigenen Verhaltens erkennen lassen, wodurch bei den Kindern innere Konflikte hervorgerufen wurden und inkohärente mentale Modelle entstanden sind." *(Main 1991, zitiert nach ebenda, 347)* „Solche Kinder entwickeln manchmal für jeden Aspekt des elterlichen Verhaltens ein eigenes inneres mentales Modell. Abrupte Veränderungen des elterlichen Zustandes zwingen das Kind, sich durch eigene plötzliche Zustandsveränderungen an die neue Situation anzupassen. Solche Zustandsveränderungen treten ein, wenn Erlebnisse mit der Bindung unvereinbar sind und/oder wenn das Kind neurobiologisch zu intensiven dissoziativen Prozessen fähig ist. Bei wiederholten Erlebnissen dieser Art lernt das Kind, schneller in „veränderte Zustände" einzutreten, um den interaktiven Anforderungen gerecht zu werden, mit denen es durch die plötzlichen Verhaltensänderungen der Eltern konfrontiert wird." *(Siegel 2010, 347)*

„Erlebnisse können nicht nur beeinflussen, welche Informationen in den Geist gelangen, sondern auch, in welcher Art und Weise der Geist die Fähigkeit entwickelt, diese Informationen zu verarbeiten. Die Art, wie dies vor sich geht, lässt sich beschreiben als Modifikation der Gehirnschaltkreise, die für die Verarbeitung der betreffenden Art von Informationen zuständig sind. Erleben erzeugt Repräsentationen und stimuliert gleichzeitig die

Fähigkeit, bestimmte Arten von Informationen zu verarbeiten.“ (*ebenda, 31)*

„Ein Kind wird mit einem genetisch programmierten Neuronenüberschuss geboren und die nachgeburtliche Entstehung synaptischer Verbindungen wird sowohl durch die Gene als auch durch das Erleben determiniert. Gene erhalten die Informationen, die für die Organisation der allgemeinen Struktur des Gehirns erforderlich sind; doch das, was ein Mensch konkret erlebt, ist ausschlaggebend dafür, welche Gene tatsächlich zum Ausdruck gelangen und wie und wann dies geschieht. Der Ausdruck der Gene hat die Produktion von Proteinen zur Folge, welche die Entstehung von Neuronen und die Bildung neuer Synapsen ermöglichen. Insofern beeinflusst das Erleben – die Aktivierung neuronaler Pfade – unmittelbar den Ausdruck bestimmter Gene und führt zur Erhaltung, Neuschöpfung und Stärkung von Verbindungen, welche das neuronale Substrat des Geistes sind. Zu Beginn des Lebens sind die zwischenmenschlichen Beziehungen primäre Quellen des Erlebens, die beeinflussen, wie die Gene innerhalb des Gehirns zum Ausdruck gelangen.“ *(ebenda, 28)*

„Wenn implizite Erinnerungen abgerufen werden, beziehen die reaktivierten neuronalen Profile Schaltkreise im Gehirn ein, die ein wichtiger Bestandteil unseres alltäglichen Erlebens sind: Verhaltensweisen, Emotionen und Bilder. Diese impliziten Elemente zählen zum Fundament unseres subjektiven Selbstempfindens: Wir handeln, fühlen und stellen uns Dinge vor, ohne den Einfluss früherer Erlebnisse auf unsere aktuelle Realität zu erkennen.“ *(ebenda, 43)*

„Durch wiederholte Erlebnisse ist das Gehirn des Säuglings – das vom sich schnell entwickelnden neuronalen Netz, seinem „Parallelprozessor“, gesteuert wird – in der Lage, Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den einzelnen Erlebnissen zu erkennen. Aufgrund dieser Vergleiche vermag der Geist des Kindes, aus wiederholten Erlebnissen Zusammenfassungen oder generalisierte Repräsentationen zu entwickeln, so wie sie in den betreffenden Gehirnbereichen enkodiert worden sind. Dies ist ein wichtiger Aspekt des Lernens. Die Generalisierungen bilden die Grundlage für mentale Modelle oder Schemata, die dem Kind (bzw. uns allen) helfen, aktuelle Erlebnisse zu deuten und zukünftige vorauszusagen. Mentale Modelle sind Grundkomponenten des impliziten Gedächtnisses. Unser Geist benutzt mentale Modelle der Welt, um eine Situation schneller einschätzen und feststellen zu können, was wahrscheinlich im nächsten Augenblick geschehen wird.“ *(ebenda, 44)*

„Erkenntnisse darüber, wie frühe Erlebnisse das implizite Gedächtnissystem geprägt haben, können uns helfen, verschiedene Aspekte menschlicher Beziehungen besser zu verstehen. Durch unser Zusammensein mit einem bestimmten Menschen werden oft bestimmte mentale Modelle aktiviert, die unsere Wahrnehmungen, Emotionen, Verhaltensweisen und Überzeugungen in Reaktion auf diese andere Person aufwecken. Die Vorstellung, dass implizite Erinnerungen unsere Erlebnisse mit anderen Menschen beeinflussen, ist eine Möglichkeit, die komplexen Gefühle und Wahrnehmungen zu verstehen, die in zwischenmenschlichen Beziehungen zutage treten." *(ebenda, 47)*

„Mentale Modelle, die Generalisierungen früherer Erlebnisse, sind die Essenz des Lernens. Sie werden aus früheren Erlebnissen gewonnen, prägen unser Wahrnehmungserleben der Gegenwart und helfen uns, die Zukunft in der Vorstellung zu antizipieren und in ihr zu handeln." *(ebenda, 45)*

Im Zuge dessen wird ersichtlich, wie schwierig es ist, Jugendlichen in einer „Gemeinschaft" zu begegnen und ihnen zu helfen. Die Idee, dass Jugendliche sich unabhängig ihrer Herkunft entwickeln, ist im Rahmen des Obengenannten hinfällig. Vielmehr gehören die Herkunft und die dazugehörigen Personen fest zur Gemeinschaft, ob nun persönlich anwesend oder nicht. Lebt ein Jugendlicher bspw. in einer Projektstelle, werden auch die Eltern zumindest strukturell-hirnorganisch anwesend sein. Die Prägungen sind handlungsweisend, und die Indexperson wird bis auf weiteres in diesen determinierten Mustern agieren, und zwar solange, bis andere genetische Strukturen zum Ausdruck gelangen. Die Krux dabei ist, dass der Jugendliche durch sein Verhalten i.d.R. genau das hervorruft, was er selbst erlebt hat. Er wird bspw. durch ablehnendes und aggressives Verhalten seine neuronal-synaptischen Muster ausagieren und beim Gegenüber oftmals Abwehrreaktionen triggern. Die individuelle Fähigkeit der einzelnen Fachkraft des Heraustreten-Könnens aus eben diesen Eskalationsmustern wird zum entscheidenden Faktor. Auf der Bedeutungsebene heißt dies, dass der Jugendliche sein Leid reproduziert und in Abhängigkeit seines Gegenübers verfestigt oder aber loslässt. Die Zementierung findet dann statt, wenn die Reaktionen der Fachkräfte in den selben Wertemustern operieren, wie die Reaktionen der bindungsrelevanten Personen der Kindheit. Hat der Jugendliche z.B. erlebt, dass rein strukturell, bspw. durch Konsequenzen, erzogen wurde, wird dieses Muster gestärkt, insofern durch die Fachkräfte ebenfalls auf diesen Ebenen

agiert wird. Entscheidend ist nicht das Empfinden der Fachkräfte, wie sie ihre Pädagogik erleben (die sich sicherlich in vielen, vielen Punkten deutlich von denen vieler Herkunftseltern unterscheidet), sondern lediglich, ob hirnorganisch bei der Indexperson neue neuronale Systeme entstehen oder altbekannt-dysfunktionale getriggert werden. Ein Durchbrechen dieser Muster wird nur möglich sein, wenn ich konsequent neue Wege mit dem Jugendlichen beschreite: auf Angst, Abwehr, Vermeidung und Aggressivität sollten z.B. Sicherheit und Annahme folgen, mit Konsequenzen werden wir nur sehr bedingt hirnorganische „Umprogrammierungen" fördern.

Gesamtgesellschaftlich betrachtet, ist die Jugendhilfe ein Konstrukt gemeinschaftlich definierter Ziele bzw. Paragraphen, dessen Ausführungen der Versuch sind, die moralischen Schnittmengen der Individuen zu bündeln und im Rahmen eines demokratischen Prozesses greifbarer werden zu lassen. Die Anwendung der Paragraphen sowie die praktischen Ausführungen sind jedoch weit weniger „gemeinschaftlich", als vielmehr „individuell" strukturiert und somit moralisch auf die Haltung einzelner Fachkräfte zurückzuführen. Der gesellschaftlich verfasste Auftrag wird somit zum Konstrukt individueller Lesarten der einzelnen Akteure und ist – im direkten Kontext betrachtet – biographisch-hirnorganisch geprägt, jedoch – evolutionär betrachtet – vorbestimmt durch die Geschichte der Menschheit im Allgemeinen. Unser Gehirn hat hierbei die Funktion, unseren Fortbestand zu sichern. Es ist demnach u.a. seine Aufgabe, den Menschen durch Abwehr und Flucht zu schützen. Diese Qualitäten sind durch die Hirnforschung weitestgehend belegt: Die Amygdala ist das Alarmsystem, im Stammhirn werden alle lebensnotwendigen Prozesse gesteuert, das Mittelhirn reguliert die großen Gefühle, die rechte Hemisphäre (re-)produziert die niederpotenten Affekte und Erinnerungen, die linke Hemisphäre organisiert sie und ist für alles Intellektuelle und Sprachliche verantwortlich. Alle Bereiche sind vernetzt und agieren miteinander nach evolutionären und biographisch vorbestimmten Strukturen. Betrachte ich nun die letzten hundert Jahre in Europa, wird deutlich, dass zumindest viele Jahre vor allem eine existenzielle Bedrohung herrschte. Kriege und Anfeindungen waren allgegenwärtig. Gehe ich weiter zurück in die Geschichte, wird das Bild durch ähnliche Geschehnisse komplettiert, auch wenn es in den letzten Jahrzehnten sicherlich eine grundlegende Verbesserung der Lebensbedingungen gab und auch die kriegerischen Handlungen in der zuvor dagewesenen Qualität weggefallen sind. Für unser Gehirn bedeutet dies jedoch, dass es sich

auf Bedrohungen eingestellt hat und der Mechanismus der Flucht und Abwehr einen hohen Stellenwert haben sollte. Gegen diesen Instinkt setzen wir unseren Intellekt und konstruieren Moral als etwas, was in der Lage ist, die Abwehrimpulse zu steuern und ihnen etwas entgegenzustellen. Werden die Impulse jedoch zu mächtig getriggert, kommt es schnell zu kollektiven Abwehrverbänden – im Einzelnen wie im Gesamten. Aktuell erleben wir weltweit politische Strömungen, die genau im Sinne dieser Abwehrkaskaden handeln. Hirnorganisch bedeutet dies, dass die Amygdala das Stammhirn aktiviert oder zumindest die rechte Gehirnhälfte nicht ausreichend mit der linken Hemisphäre korrespondiert. Bei seelischen Traumata ist dieser Prozess nochmals um ein vielfaches beschleunigt. Die Frage ist nun, ob bspw. ein bindungstraumatisierter Jugendlicher in einer Gemeinschaft Heilung finden kann und wie diese Gemeinschaft geschaffen sein sollte, um bestmögliche Rahmenbedingungen zu erzeugen? Da der Jugendliche erfahrungsgemäß in einer Welt von Bedrohung und Sanktionen sowie Vernachlässigung und fehlender emotionaler Zuwendung groß geworden ist, sind insbesondere diese Qualitäten schädigend für das Seelenleben des Jugendlichen. Eine Gemeinschaft sollte dem folgend verständnisvoll, emphatisch, warmherzig und interessiert sein sowie handeln, und zwar mit dem Bewusstsein, dass der Jugendliche die benannten, negativen Eigenschaften in das System hirnorganisch deter-

miniert transferiert. Auf Zorn und Gewalt sollte Verständnis und Kontakt folgen, unter Be-

rücksichtigung des Nähe-Distanz-Vermögens des Jugendlichen. Praktisch betrachtet könnte folgendes Szenario als Beispiel fungieren: Ein Jugendlicher klaut im Supermarkt Waren von erheblichem Wert. Er wird gestellt – und das zum wiederholten Male. In der Nachbesprechung seines Fehlverhaltens wird er abermals hoch aggressiv und zerstört Teile des Mobiliars. Die Reaktion der Fachkraft darf nun im ersten Schritt keine überbordenden Abwehrreaktionen beinhalten, sondern sollte sich explizit empathisch mit dem Unvermögen des Jugendlichen befassen. Es ist tragisch, dass der Jugendliche genau das, was er nun auslebt, selbst über Jahre erleben musste, und es ist hirnorganisch folgerichtig, dass er es auslebt. Die emotionalen Qualitäten der dysfunktionalen Handlungsweisen dürfen sich durchaus unterscheiden von dem, was er selbst biographisch erleben musste. Die Basis bzw. die Ursache ist aber zumeist eine nicht gelebte Trauer, von der er wahrscheinlich genauso wenig wie seine Eltern etwas weiß. Oder aber die emotionalen „Untiefen“ werden bzw. wurden als nicht bewältigbar empfunden, und von daher können sie auch nicht adäquat zum Ausdruck gebracht werden. Die Aufgabe der Gemeinschaft ist es nun, Rahmenbedingungen zu ermöglichen, so dass diese Qualitäten an die Indexperson überzeugend bzw. authentisch herangetragen und vermittelt werden können. Die Trauer

entsteht als sekundäre Emotion durch Missachtung, Vernachlässigung und seelischer wie körperlicher Gewalt. Die Ausprägungen der dysfunktionalen Beziehungshandlungen, die entsprechende pathogen wirkende Aktivitäten hervorrufen, können durchaus sehr unterschiedlich in ihrer Ausgestaltung sein. Entscheidend ist auch hier, was der Betroffene an Leid empfindet bzw. auslebt, nicht, was Helfer oder Eltern als angemessen werten. Insofern der Betroffene seine Traurigkeit darüber zum Ausdruck zu bringen vermag, dass er in seinem Sein oftmals lieblos behandelt wurde und damit auch ein gewisse Wertigkeit empfindet, wird er seine Wut funktionaler kanalisieren können. Die Benennung und Mentalisierung ist – wie so oft – der erste Schritt zur Veränderung.

Ein humanistisch geprägtes Moralempfinden ist die Qualität, die uns als Grundlage dient, Verhaltensweisen in eine Sinnstruktur zu transferieren. Darunter verstehe ich eine Betrachtung des Menschen, die es ermöglicht, seine Taten und Handlungen zu kontextualisieren, sie in Beziehung zur Biographie und Evolution zu setzen und das menschliche Individuum zu erkennen, das, egal wie destruktiv sein Wirken auch war und ist, eine hohe Wertigkeit hat. Eine Gesellschaft bzw. Gemeinschaft und ihre Individuen, die die Würde einer menschlichen Seele anhand ihrer Taten und Handlungen misst, und sei es nur durch anhaltende, wenn auch durchaus oftmals verständliche, emotional-hirnorganische Abwehrreaktionen, muss sich darüber im Klaren sein, dass genau dieser emotionale Protektionismus die Grundmechanik der Angst und der aggressiven Abwehr ist und auf Dauer, insofern sie unreflektiert bleibt, auch Hass in Folge dessen entstehen kann. Die Grenzen sind übergangslos zwischen „nachvollziehbar“ und „menschenverachtend“. Wir können unmöglich das gesamte menschliche Verhalten antizipieren. Vieles wird uns daher fremd bleiben, aber es sollte uns nicht ängstigen, sondern Neugierde wecken und uns ein Anreiz sein, verstehen zu wollen. Wir sollten daher auch in der Jugendhilfe lernen, weniger zu werten und mehr zu unterstützen! Es ist und bleibt nicht hilfreich, dem Tollpatschigen zu sagen: „Sei weniger tollpatschig!“, und genauso wenig ist es hilfreich, dem dysfunktional handelnden Jugendlichen oder Kind zu sagen: „Sei weniger „dysfunktional“! Er ist erstmal das, was er ist und handelt so, wie es ihm beigebracht wurde! Schuld sollte demnach aufgelöst werden und damit auch die Notwendigkeit zur Sanktionierung. Die Indexperson ist nicht schuld, muss aber lernen, Verantwortung zu übernehmen. Dies kann ihr nur gelingen, wenn sie

die Fähigkeit besitzt, zu erkennen, dass andere durch ihr Verhalten zu Schaden kommen. Hierfür benötigt sie die Begabung des Mitfühlens, die i.d.R. jedoch im Herkunftssystem hirnorganisch nicht oder nicht ausreichend aktiviert wurde. Aufgabe der Helfer ist es daher, neuronale Clusterverbände zu erzeugen, die der Indexperson dann als Alternative zur Verfügung stehen. Dies benötigt Zeit und insbesondere einen differenzierten Umgang in der Beziehung. Sowohl das Verhalten der Fachkraft als auch die Vorgehensweisen des Jugendlichen müssen hierbei reflexiv und gemeinsam betrachtet werden. Emotionale Qualitäten sollten hierbei den Schwerpunkt bilden, wobei der Aspekt des Mitgefühls und Verständnisses sowie der Vergebung eine ausserordentliche Rolle spielen. Lebten die Kinder zuvor in einer Welt voller „Kälte“ und „Härte“, sollten sie nun „Wärme“ und „Weichheit“ erleben, aber auch Klarheit. Falsch bleibt falsch, wird jedoch erklärbar und dadurch geordnet. Dem Jugendlichen kann nun ggf. ersichtlich werden, dass sein Ich u.a. aus Anteilen seiner Eltern besteht. Er kann verstehen, dass er diese Anteile nicht zwangsweise ausleben muss, sondern er die Möglichkeit besitzt, neue zu entwickeln. Die Barmherzigkeit und das Mitgefühl des Helfersystems sind dann die Eigenschaften, die den Jugendlichen oder auch das Kind zukünftig mit alternativen neuronalen Schaltkreisen ausstatten. Sie wirken zunächst irritierend, da der Jugendliche sie nicht antizipieren kann. Er ist es gewohnt, Abwehr und Abwertung zu erhalten, der Empfang von emotionaler „Wärme“ und „Weichheit“ ist neu und bietet die Chance, funktionaleres Verhalten zu generieren.

Erschwerend kommt aber hinzu, dass sich „autobiographische Gedächtnisinhalte“ unterschiedlich abspeichern. Wir können uns im Sinne des Wissens an eine Begebenheit erinnern, bspw. einen Ausflug nach Berlin, oder aber wir füllen ihn mit Emotionen. Ersteres findet im „semantischen/faktischen“ Gedächtnis statt, Zweites im „episodischen/autobiographischen“. Beide Hirnbereiche sind zunächst einmal nicht miteinander verknüpft, da sie unterschiedliche Aufgaben haben. Wichtig hierbei ist, dass Menschen, die wenig oder keine Bindung erfahren haben, die Fähigkeit der emotionalen Verknüpfung aufgrund fehlender Erfahrungen nicht ausreichend erlernt haben. Sie werden zwangsweise weniger emotionale Tiefe und damit auch Mitgefühl empfinden können als Menschen, die sicher „gebunden“ waren bzw. sind. Der Lernprozess beginnt somit auf der untersten Entwicklungsstufe, da gewisse neue hirnorganische Bereiche fast in Gänze zum Ausdruck gebracht werden müssen, d.h., der ge-

netische Bauplan muss dauerhaft stimuliert werden *(vgl. ebenda, 49ff)*.

Über die Aufhebung der inneren und äußeren Spaltung im Sinne eines humanistischen Wertekonstruktes der Pädagogik und Therapie

Ich habe gerade dargelegt, wie das Gehirn fest arretierte Muster verändert bzw. verflüssigt und neue neuronale Profile gefördert werden können. Nun möchte ich aus der praxisnahen Betrachtung heraustreten und die moralisch-geistige Perspektive fokussieren, da sie als Fundament im Sinne einer pädagogisch-therapeutischen Grundhaltung gewertet werden kann. Ohne diese Basis, die sich ebenso in Form neuronaler Profile manifestiert, ist ein stabil mitfühlendes Handeln nicht möglich, da die Handlungs- und Reaktionsmuster des Menschen aufgrund der assoziativ verknüpften neuronalen Profile situativ nur sehr bedingt lenkbar sind. Das bedeutet: Wenn ich es gewohnt bin, abwehrend auf Aggressionen zu reagieren, wird es mir sehr schwer fallen, stattdessen Mitgefühl zu geben. Aggression wird mit Abwehr hirnorganisch assoziiert. Zwar kann es durchaus in Einzelsituationen zu einer anteilnehmenden Betrachtung kommen, doch jede neue Gegenaggression würde wiederum Argwohn und Zweifel im Gegenüber generieren. Unter dieser Prämisse ist es von enormer Bedeutsamkeit, sein eigenes Handeln reflexiv zu betrachten und eine moralische Grundhaltung zu leben, die die genannten Qualitäten beinhaltet. Entweder ich habe, also lebe Mitgefühl, oder ich kann es wahrscheinlich nicht situativ abrufen, wenn es notwendig wäre. Ein kognitives Erzwingen wäre nicht authentisch und würde mein Gegenüber wahrscheinlich dazu bringen, meine Haltung auf die Probe zu stellen und eskalativ zu handeln. Wir alle kennen Situationen, in denen Menschen zwar vermeidlich nett handeln, zeitgleich ist uns aber bewusst, dass die Person im Grunde eine andere Haltung vertritt. Diese „Abbildung“ dessen, was der Andere ist, entsteht durch Erfahrungen, die wir in der Vergangenheit mit Menschen im Allgemeinen oder mit der entsprechenden Person im Speziellen gesammelt haben. Je authentischer unser Handeln ist, umso wirkungsvoller wird unsere Haltung im Gegenüber neue Muster generieren.

Wie kann ich aber nun eine solche Haltung stabil entwickeln? Zuallererst gilt es, sich selbst mitfühlend zu begegnen! Keinem wird es gelingen, ohne Ausnahmen das Richtige zu tun – was auch immer dies im Konkreten bedeuten mag. Die Einführung einer Metakommunikation kann aber helfen, die mitfühlende Instanz als Qualität dauerhaft einzu-

führen. Ist es zu einer Eskalation gekommen, kann es helfen, einander zu entschuldigen und die Verantwortung beiderseits zu übernehmen. Eine schreiende Fachkraft handelt falsch. Dafür sollte man sich entschuldigen. Es ist menschlich und absolut verständlich, dass bspw. in einer Projektstelle, in der eine große emotionale Verflochtenheit besteht, auch der Fachkraft einmal die Energie fehlt und sie nicht pädagogisch korrekt handelt. Wird dies gemeinsam reflektiert, können alle Beteiligten lernen, Verantwortung zu übernehmen, ohne die Schuldfrage zu beantworten, da sie nicht relevant und nicht zu beantworten ist. Niemand ist schuld, und zwar deshalb nicht, weil alle menschlich gehandelt haben. Unser Gehirn befähigt uns zu vielen erstaunlichen Dingen, zwingt uns aber auch in einigen Situationen zu Handlungen, die sich unserem kognitiven Verstand entziehen. Diese impliziten Verhaltensstrukturen sind evolutionär, geschichtlich, gesellschaftlich, genetisch und biographisch vorbestimmt. Es wäre anmaßend zu glauben, ein jeder hätte die Möglichkeit, diese Vorbestimmtheit in jeder Situation zu durchbrechen. Was wir aber alle – jeder in seinem Maße – tun können, ist, diese Vorbestimmtheit zu mentalisieren und uns zu vergegenwärtigen, dass unser Bewusstsein, Unterbewusstsein und unsere Gefühle sowie Emotionen nicht weise und klug sind, sondern vielmehr das repräsentieren, was wir und die Menschheit in ihrer Evolution erlebt haben. Und ich bin mir uneingeschränkt sicher, dass niemand ausschließlich „kluge“ und „schöne“ Dinge erlebt hat. Es geht also nicht darum, das Richtige zu tun, sondern es ist vielmehr unsere Aufgabe, das Richtige als solches zu erkennen und unsere Unvollkommenheit hiervon abzugrenzen. Also, runter vom hohen Ross und rein in die Anerkennung dessen, was wir sind: mal mehr, mal weniger kluge Individuen, die in gemeinschaftlich geprägten individuellen Determinierungen denken, fühlen und handeln. Hierzu benötigen wir den oben bereits vorgestellten Beobachter, unser Ich, der/das frei und unabhängig von Gefühlen und Gedanken ist. Diese weise, innere Instanz ist die moralische Qualität, die uns leitet und unabhängig von unseren eigenen Mustern agieren kann. Sie wahrzunehmen, bedeutet, sich auf neue Betrachtungsweisen einzulassen. Sie bewertet Fehlverhalten nicht, sondern zeigt Mitgefühl. Sie handelt nicht protektiv, da sie sich nicht bedroht fühlt.

Von dieser Basis aus entsteht eine neue gemeinschaftliche moralische Konstellation: die Begegnung auf Augenhöhe. Es geht nicht darum, jemandem zu erklären, was richtig oder falsch ist. Es ist einzig wichtig, einander

gemeinsam offen und mitfühlend zu begegnen, damit ein Ort entsteht, indem Lernen (Verclusterung neuer Neuronenverbände) möglich ist und die Abwehrkaskaden nicht in Gang gesetzt werden. Kann der Jugendliche alternatives Verhalten antizipieren, verlässt er die gewohnten Bahnen. Hierbei spielt auch die Quantität der Erfahrungen eine große Rolle, denn nur nach und nach können neue mentale Modelle entstehen und alte an Bedeutung verlieren.

Unter einer moralischen Grundhaltung verstehe ich eine Begegnung, die wertfrei im oben beschriebenen Sinne ist. Dazu gehört auch, dass Fachkräfte nicht als Fachkräfte für das einzelne Individuum zu bewerten sind, sondern sehr allgemeine, unspezifische Kenntnisse besitzen. Es gibt keine Psychiater oder Therapeuten, Pädagogen oder Erzieher, die in irgendeiner Form wissen, wie individuell-hirnorganische Erinnerungen inhaltlich strukturiert sind. All das sind lediglich „Gedankenkonstrukte“, die sicherlich an sehr vielen Stellen die Möglichkeit eröffnen, gezielt zu helfen und zu unterstützen. Viele der Helfenden bringen auch eine Grundhaltung und menschliche Basis mit, die als guter Nährboden zur Förderung dient. Aber dennoch, es gibt neuronale Profile, die uns glauben schenken, wir könnten in die Zukunft sehen. Es sind und bleiben jedoch nur Wahrscheinlichkeitsberechnungen, die auch nur die Wahrscheinlichkeiten berücksichtigen, die wir bereits erlebt haben, ob nun theoretisch oder praktisch. Darüber müssen wir uns immer bewusst sein, da sie eine gewisse Demut und Wachheit im Hier und Jetzt ermöglichen, die wir dringend zur Förderung einzelner Prozesse und zur Lösung individueller Problemlagen benötigen.

Was wir aber mit größerer Gewissheit wissen, ist, dass neue neuronale Profile durch Interaktionen entstehen. Unser Fokus sollte demnach nicht auf etwaigen Vermutungen liegen, sondern vielmehr auf Veränderungsmöglichkeiten gerichtet sein. Das als falsch zu benennen oder als Ursache zu deklarieren, was jemand biographisch erlebt hat, hilft nur bedingt, eine Veränderung zu erwirken. Es kann zwar Ausgangspunkt zur Veränderung sein, ändert aber an sich erstmal nur sehr wenig. Der Punkt, der wirklich Veränderung erwirkt, ist das Mitfühlen. Ich spiegele meinem Gegenüber, dass es traurig ist, dass es gewisse Dinge erleben musste und zeige auf, dass ich glaube, dass diese Erlebnisse es bis heute stark beeinflussen. Insofern das Gegenüber dafür offen ist, erkennt es sich in meinem Mitgefühl. Schaue ich dann in den Anderen, erkenne ich sein Mitgefühl in Form von Öff-

nung und Dankbarkeit. Ich habe gegeben und habe erhalten. Dieser Kreislauf ist die moralische Wertigkeit, die schwierige Prozesse energetisch befüllt und uns ermöglicht, eigene Grenzen zu überwinden. Ist es mir nicht möglich, zu erkennen, was ich empfange, wird sich der Prozess sehr anstrengend gestalten, da ich permanent das Gefühl des Mangels generiere. Das „Erkennen" hingegen ist ein Prozess des Ichs, also des Beobachters. Es geht um eine Form des Sehens, die uns auf einer tiefen Ebene berührt. Wir sehen das verletzte Kind, welches Trost bedarf, nicht den aggressiven Jugendlichen. Wir sehen einen Menschen, dem Unrecht widerfahren ist oder dem es an Liebe und Wärme mangelte. Wir sehen aber auch die Eltern, die sich ihrer eigenen Wunden nicht bewusst waren und voller Ohnmacht zum Täter wurden oder keine Liebe verschenken konnten. Und auch wir sind möglicherweise Menschen, die einen Mangel erlebt haben, aber wir wissen darüber und können uns selber seelisch nähren. Wir wachsen mit und durch die Geschichte des Gegenübers, wenn wir denn wollen und bereit sind, uns in Resonanz zu begeben.

Ein weiterer wichtiger Prozess, der parallel stattfindet, ist die Zusammenführung von Emotionen, (Körper-) Empfindungen und Kognition unter dem „Dach" des Ichs. Sie ermöglicht eine Auflösung monokausaler Betrachtungsweisen. Beispielsweise Trauer zu erklären, hilft nicht zwangsläufig dabei, negative Gefühle auszuhalten. Was jedoch hilft, ist die Trauer einzubetten, sie zu mentalisieren. Gehe ich unter Berücksichtigung und Wahrnehmung meiner Emotionen (bspw. der Trauer) sowie (Körper-)Empfindungen aus der Position des Beobachters heraus in die Kognition, verbindet sich das Erklärungsmodel mit dem Gefühl und bildet eine geschlossene Einheit im Rahmen des autonomen Ichs. Ich beobachte also, was ich denke, primär empfinde und fühle. Ich sehe es als Ganzes, aber als fragmentierte Einheit. Es ist nur ein Teil unter vielen und nicht mein gesamtes Sein. Diese Differenzierung ermöglicht es, sich selbst unabhängiger wahrzunehmen bzw. zu definieren. Es ist die Bewusstwerdung des Ichs als Konstante. Die entstandene Einheit wird, sofern quantitativ ausreichend generiert, künftig gemeinsam abgerufen; sie wird miteinander in Assoziation gebracht. Die Trauer wird somit zeitlich und örtlich sortiert.

Viele von uns kennen Situationen der Ohnmacht. Trennung, Tod und Krankheit können bspw. eine solche Form der gespürten Einflusslosigkeit hervorrufen. In diesen Momenten gibt es kein richtig oder falsch! Das Ge-

genüber kann nur mitfühlend agieren, es kann dem Anderen verdeutlichen, dass es versteht und Anteil nimmt. Auch hier ist die entscheidende Qualität die Authentizität. Fehlt sie, wird jede Form der Unterstützung unwirksam bleiben. Was aber ist genau Authentizität in diesem Falle? Meines Erachtens geht es darum, meinem Gegenüber zu spiegeln, dass ich sein Gefühl nachempfinde und nicht analysiere und bewerte. Die emotionale Tiefe des Gefühls ist es, die Trost schenkt, sie ist wärmend und Kraft schenkend. Jedoch sollte es der helfenden bzw. unterstützenden Person gelingen, das Gefühl zu integrieren, es als Beobachter wahrzunehmen, um nicht selbst Opfer der Ohnmacht zu werden. Wichtig ist aber, das Mitgefühl nur dann empfangen werden kann, also neuronale Entstressung stattfindet, wenn dies als hirnorganisches Profil bereits erlernt wurde. Hier gilt es – wie bereits benannt – der Entwicklung Zeit zu geben!

Die Quintessenz des Dargelegten ist die Generierung von Mitgefühl, emotionaler Anteilnahme, nicht die Übernahme der Gefühle. Nehme ich diese Qualität als Grundlage meines Handelns, bette ich jedwede Interaktion und Intervention in dieses wahrgenommene Wertekonstrukt ein. Die permanente gegenseitige Spiegelung und ihre Vergegenwärtigung können uns befähigen, uns im Anderen zu erkennen! Der Zustand des Anderen gibt mir die Möglichkeit, meinen inneren Zustand zu durchleuchten, ihn zu reflektieren und mein eigenes Wohlbefinden zu überprüfen. Hilfe sollte nicht als einseitiger Prozess verstanden werden. Auch der sogenannte Hilfeempfänger kann sein Gegenüber dazu befähigen, sein eigenes Leben zu harmonisieren und innere Konflikte aufzulösen. Erkenne ich bspw., dass sich, so oft ich auch im guten Glauben gleich handele, sich immer dasselbe, unzureichende Ergebnis im Anderen einstellt, sehe ich, dass ich einen Konflikt habe und nicht einzig mein Gegenüber. Ich kann diesen Konflikt beenden oder den anderen mit Schuld beladen. Helfen wird nur Ersteres, und Verantwortung übernehmen, bedeutet, anzuerkennen, dass meine Handlungsweise nicht hilfreich ist und in mir selbst obendrein noch gewaltigen Unmut und Stress hervorruft. Sein eigenes „Muster“ zu erkennen und es aufzulösen, bedeutet auch, dem Gegenüber die Möglichkeit des Erkennens darüber zu geben, dass „Muster“ veränderbar sind bzw. neue konstruktivere „Muster“ entstehen können.

Der Glaube an unsere Individualität ist sehr trügerisch, keiner wird oder kann wirklich autonom entscheiden! Verstehe ich aber, dass ich im Anderen in Form neuronaler Spiege-

lungen bzw. neuronaler Profilelemente existiere, erkenne ich, dass die Unterscheidung zwischen dem Ich und dem Wir konstruiert ist. In einer Gemeinschaft, in der einzelne Personen unzufrieden sind oder in der einige Menschen seelisch leiden, werden diese Qualitäten die Gemeinschaft dauerhaft beeinflussen und mitunter auch in Gänze strukturieren. Es ist somit die Aufgabe jedes Einzelnen, die Unzufriedenheit des Anderen in sich zu erkennen und umzuwandeln. Ähnlich verhält es sich mit unserer Umwelt: Der Zustand der Welt spiegelt den Zustand der Menschheit wider. Auch hier gilt es, Mitgefühl zu entwickeln und unserem Planeten respektvoll zu begegnen. Gemeinschaft und Individuum sind eng miteinander verwoben, sie bilden eine Einheit und sind in permanenter hirnorganischer Korrespondenz. Die Idee, dass ein Gehirn autonom Prozesse gestaltet, unabhängig lebt und steuert, gilt als überholt. Vielmehr ist es unsere Aufgabe, zu verstehen, dass Glück, Zufriedenheit und Gesundheit ein gesamtgemeinschaftlicher Prozess sein sollten. Der Beobachter – unser Ich – ist hierbei die befähigte Instanz, die unser Handeln moralisch strukturieren kann, unabhängig von dem, was wir denken und fühlen. Es ist die Möglichkeit, eigene Determinierungen zu erkennen und aus ihnen herauszutreten, frei zu werden, sich selbst zu ermächtigen und damit den Anderen zu ermächtigen. Nur durch gemeinsames Lernen in der Gemeinschaft entsteht individuelle Freiheit und Autonomie.

Literaturverzeichnis

Siegel, Daniel J. (2010), Wie wir werden, die wir sind. Neurobiologische Grundlagen subjektiven Erlebens. Die Entwicklung des Menschen in Beziehungen, Paderborn

Im Gespräch Individualpädagogik versus Gruppenarbeit: Ein Gegensatz?

Indiviualpägagogik hat für viele Tätige in der freien Jugendhilfe eine große Bedeutung. Sie setzt voraus, dass bedürftigen Kindern und Jugendlichen am ehesten geholfen werden kann, wenn die Maßnahmen nicht nur individuell auf den Einzelfall bezogen sind, sondern darüber hinaus eine bestimmte Intensität der Betreuung aufweisen, im Idelafall im Verhältnis 1:1, also ein Betreuer oder eine betreuende Einheit für einen Jugendlichen. Diese Auffassung scheint sich auf den ersten Blick abzugrenzen von Hilfeangboten, in deren Zentrum die Betreuung in einer Gruppe mit mehreren Kindern oder Jugendlichen steht. Ob dies wirklich im Gegensatz zu individualpädagogischen Intentionen steht oder ob sich in beiden Feldern auch Schnittmengen finden lassen, diskutieren im folgenden Gespräch drei erfahrene Jugendhilfeexperten:

- *Volker Hilgenstock, ehemaliger langjähriger Bereichsleiter Jugend, Familie und Schulen der Stadt Castrop-Rauxel*
- *Dr. Kurt Frey, bis zu seinem Ruhestand mit der Leitung des LWL-Heilpädagischen Kinderheimes Hamm betraut und*
- *Wolfgang Müller, Geschäftsführer Wellenbrecher e.V.*

Volker Hilgenstock (ipb): *Heute geht es um das Thema „Individualpädagogik“ und seine verschiedenen Facetten. Als ehemaliger Leiter einer kommunalen Jugendhilfe habe ich die Angebote der freien Jugendhilfeträger immer als sehr hilfreich und erfolgversprechend angesehen. Herr Dr. Frey, Herr Müller, ich würde Sie daher zunächst bitten, jeweils Ihre fachliche Sichtweise zur aktuellen Diskussion über die derzeitige Individualpädagogik darzulegen.*

Kurt Frey: Aus meiner Sicht gibt es aktuell keine übergreifende intensive Diskussion über Individualpädagogik. Wenn sie stattfindet, dann eher einseitig im dem Sinne, dass man sie häufig reduziert auf Auslandsprojekte. Oder man vermischt sie mit erlebnispädagogischen Maßnahmen. Wenn es ums Ausland geht, lehnt man - meist auf politischer Ebene – solche Hilfen ab.

Schaut man in die Jugendhilfelandschaft, stellt man allerdings fest, dass trotz fehlender aktueller Diskussion viele Jugendhilfeträger aus der Individualpädagogik vieles übernommen haben, also Einzelmaßnahmen wie z.B kleine Reiseprojekte oder auch bestimmte Auslandsprojekte durchführen bzw. durchführen lassen. Und in den Gesprächen darüber merkt man dann häufig, dass sich das Individualpädagogische mit dem Erlebnispädagogischen völlig mischt. Da wird in der Praxis aus meiner Sicht wenig unterschieden. Und wenn ich „Praxis“ sage, dann meine ich die übliche normale Jugendhilfelandschaft, die da einiges herausnimmt.

Im Bereich der individualpädagogischen Einrichtungen wird das sicher anders sein, aber da habe ich weniger Einblick - zumindest, was die dort geführten Diskussionen angeht.

Ich will es noch einmal deutlich sagen: Immer dann, wenn im Sinne eines politischen Diskurses Entscheidungsträger mit einbezogen sind, erlebt man, dass die Dinge oft einseitig, verkürzt und manchmal auch falsch dargestellt werden, also Erlebnispädagogik mit Individualpädagogik gleichgesetzt wird. Da sind dann wenige Fachleute, die das wissen. Der „Normal“-Erzieher, der „Normal“-Politiker weiß das aus meiner Sicht überhaupt nicht einzuordnen.

Wolfgang Müller: Ja, ich erlebe als Geschäftsführer einer Einrichtung, die seit mehr als 25 Jahren Jugendhilfe im individualpädagogischen Bereich anbietet, dass es mittlerweile eine etablierte Hilfeform in den Hilfen

zur Erziehung ist. Das, was Sie gesagt haben, Herr Frey, dass es da immer noch Vermischungen zwischen Individualpädagogik und Erlebnispädagogik gibt, ist in den letzten fünf bis zehn Jahren doch zurückgegangen. Auch, was die Reduzierung der individualpädagogischen Hilfen auf das Ausland anbelangt. Die Gleichstellung „Individualpädagogik = Ausland“ hat sicher damit etwas zu tun, dass bestimmte Maßnahmen immer dann im Fokus stehen, wenn irgendwo im Ausland Negatives passiert. Aber was mich einen anderen Blick darauf haben lässt, ist die Tatsache, dass es im letzten Jahr fast über tausend Anfragen von Jugendämtern allein auf der Plattform der AIM Bundesarbeitsgemeinschaft Individualpädagogik e.V. gegeben hat. Das heißt, Jugendämter aus ganz Deutschland fragen individualpädagogische Maßnahmen über diese Anfrageplattform an, und da geht es zu 95 % um Maßnahmen im Inland. Was die aktuelle Situation anbelangt – das können Sie auch an diesen Zahlen sehen – ist, dass die Nachfrage der Jugendämter weitaus höher ist als das Angebot. Nach meiner Wahrnehmung hat es in den letzten fünf bis zehn Jahren im Bereich der Individualpädagogik eine grundlegende Professionalisierung gegeben, korrespondierend mit einer Zunahme hoher Qualitätsstandards, die in den Kindertagen der Individualpädagogik oft vernachlässigt worden sind. Die Einbeziehung des systemischen Ansatzes spielte ebenfalls eine entscheidende Rolle bei der Verbesserung der Qualitätsstandards. Darüber hinaus konnte die therapeutische und traumatherapeutische Unterstützung der Arbeit zunehmend etabliert und die Diagnostik extrem verbessert werden. Die Kooperation und die Einbeziehung der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist ebenfalls vorangetrieben worden. Weitere Qualitätsstandards wie Supervision, Krisen- und Entlastungskonzepte für die Mitarbeiter, die mit den Jugendlichen zusammenleben, haben sich etabliert. Und auch durch die Veränderungen des KJHG sind Partizipationskonzepte und auch die Kontrolle und der Schutz der Kinder mehr in den Fokus gerückt worden.

Volker Hilgenstock: *Das heißt natürlich, dass gerade im Bereich der Individualpädagogik sehr viel fachlich verlangt wird. Das zeigen auch die Nachfragen. Der Bedarf ist relativ groß und kann offensichtlich nicht gedeckt werden. Man muss sich also Gedanken machen, wie man gerade die Individualpädagogik weiterentwickeln kann, damit sie noch erfolgreicher wird und auch noch stärker nachgefragt werden kann.*

Eine Frage an Sie beide: Wie sind Sie eigentlich zum Tätigkeitsfeld Individualpädagogik gekommen. Sie, Herr Dr. Frey, haben doch vor etlichen

Jahren als Leiter einer großen Jugendhilfeeinrichtung die damaligen Heimgruppen aufgelöst und stattdessen ausgelagerte sozialpädagogische Wohngruppen eingerichtet. Warum haben Sie das getan?

Kurt Frey: Zuerst noch eine Korrektur. Wir haben die Heimgruppen natürlich nicht aufgelöst, sondern große Einrichtungen dezentralisiert und die Heimgruppen – wenn man so will – in der Zahl im ersten Schritt kurzfristig reduziert. Aber lassen Sie mich etwas anderes sagen: Die Individualpädagogik ist ja nun nicht in den letzten 40 Jahren erfunden worden, denn schon im 19. Jahrhundert gab es erste Ansätze. Besonders in der Zeit der Aufklärung hat sich das Denken stärker auf das Individuum bezogen. Damals gab es bereits den Begriff „Individualpädagogik", aber eben in einem anderen Kontext.

Wenn man sich die Entwicklung von stationären Hilfen über die vielen Jahre ansieht, dann kann man sehen, dass viel Zeit gebraucht wurde, um den Prozess, weg von großen und sehr großen Einrichtungen hin zu eher kleineren, dezentralisierten Einheiten, zu realisieren. Wir machten die Erfahrung – und da kann ich Herrn Müller nur zustimmen – dass man eigentlich erst mit dem neuen KJHG begann, umzudenken. Nicht im Sinne von 1:1-Maßnahmen, aber im Sinne von kleineren Einheiten. Es ist unbestreitbar, dass, je größer solche Gruppen waren, desto weniger Wirkung oder Erfolge erzielt oder Lebensperspektiven entwickelt wurden. Hierin lag aus meiner Sicht eines der Hauptmotive, große Einrichtungen zu dezentralisieren. Als in den 80er Jahren die Erlebnispädagogik und später die Individualpädagogik Einzug in die stationäre Erziehungshilfe hatten, blieb dies natürlich nicht ohne Folgen.

Der ausschlaggebende Punkt war meines Erachtens die Erkenntnis, dass in kleinen Einheiten der Jugendliche im Einzelfall nicht nur besser erreicht, sondern darüber hinaus mit ihm auch kontinuierlich seine Lebensperspektive besser geplant und möglicherweise auch in Teilschritten umgesetzt werden kann, jedenfalls eher, als in großen, häufig fremdbestimmten Gruppen. In vielen Einzelbeispielen hat sich das für mich bestätigt.

Aber natürlich warf die Diskussion auch die Frage auf, inwieweit bestehende Strukturen in Frage zu stellen und Veränderungsprozesse einzuleiten sind, ohne sich sofort selbst zu überfordern und damit aufgrund frustrierender Erlebnisse eine sich verändernde Wirklichkeit zu verhindern.

Volker Hilgenstock: *Wir kommen später noch einmal darauf zurück und fragen uns zunächst, wo die Gemeinsamkeiten sind und welche Rah-*

menbedingungen eine erfolgreiche Individualpädagogik auch in Zukunft braucht.

Herr Müller. Sie waren ja von Anfang an – im Gegensatz zu Herrn Dr. Frey – alternativ in der praktischen Erziehungshilfe und nie in der Heimerziehung tätig. Warum war das so?

Wolfgang Müller: Das hat natürlich auch mit Zufällen zu tun, dass ich am Beginn meiner Berufskarriere bei einem Träger gearbeitet habe, der in diesem Segment der Jugendhilfe, nämlich im Bereich Individualpädagogik, tätig war. Von meinen zuvor gemachten Erfahrungen als Vorstand eines Vereins, der sich um Jugendliche mit Drogenproblematiken kümmerte, war Individualpädagik eigentlich für mich eine überzeugende Hilfeform, weil sie sich besonders auf die Situation des einzelnen Jugendlichen bezog. Das heißt, man hatte die Möglichkeit, die Betreuungsformen flexibel anzuwenden. Je nachdem, wo der Jugendliche stand, konnte man ihn ambulant, stationär, aufsuchend in dem Wohnumfeld, in dem er lebte, oder eben bis hinein auch in die Verselbständigung betreuen. Es bestätigte sich, dass man immer dann, wenn man sich mit einem Kind oder einem Jugendlichen als Einzelperson beschäftigte, auch die Ziele und den Maßnahmeverlauf einzeln aushandeln und die Betreuung auf den aktuellen Entwicklungsstand des jeweiligen Jugendlichen anpassen konnte. Man musste dann nicht auf irgendwelche Gruppenregeln und Gruppenzwänge achten.

Was für mich auch überzeugend war und die Individualpädagogik kennzeichnet, ist die Gewährleistung, dass die betreuende Person durch ihre Konstanz, ihre Kontinuität und ihre Verbindlichkeit die Betreuung postiv beeinflusst. In großen Systemen hat häufig – bedingt durch Schicht- und Betreuerwechsel – eine hohe Personalfluktuation eine negative Wirkung auf den Erfolg einer Maßnahme. Für einen Jugendlichen ist es eine grundlegend andere Situation, wenn er einen bestimmten Betreuer für sich hat und weiß, der ist verlässlich da und ich kann mich auf diesen Menschen einlassen. Das ist im Prinzip das, was mit dem Schlagwort „verlässliche Beziehung“ charakterisiert werden kann.

Und hier sind wir auch schon bei den Gemeinsamkeiten, die es offensichtlich auch bei der Dezentralisierung und den kleineren Wohngruppen im Bereich der Heimerziehung gegeben hat: Die Bedeutung der Lebenswelt des Kindes oder Jugendlichen und die des Lebensortes des Betreuers. Man wollte der eingeschränkten Entwicklung von jungen Menschen in teilweise riesigen Heimgeländekomplexen (leider gibt es auch heute noch solche Bereiche) entgegenwirken.

Diese für die Individualpädagogik und kleinen Wohngruppen wichtigen Grundvoraussetzungen waren die grundlegenden Bedingungen, die mich damals überzeugt haben. Ich habe immer wieder erlebt, dass die Betreuungsverläufe lebendig waren, manchmal auch im negativen Sinn, aber überwiegend positiv. Es war schon verblüffend, zu sehen, dass es zwar viele Krisen in Verläufen gab – wie das im Leben eben so ist – aus denen aber dann auch gelernt wurde. Und es gab viele erfolgreiche Maßnahmen, bei denen man gesehen hat, da kommen Kinder, da kommen Jugendliche auf einen guten Weg. Das war eigentlich der Grund, warum ich dann in diesem Arbeitsfeld verblieben bin.

Volker Hilgenstock: *Ich schließe daraus, Individualpädagogik beinhaltet, wie Sie beide es gerade beschrieben haben, ein sehr breites fachliches Spektrum, ausgerichtet auf die Individualität des einzelnen Menschen, und sie ist in der praktischen Ausführung zum Teil sehr unterschiedlich. Deshalb jetzt mein Frage: Wie könnte man, da das KJHG den Rechtsanspruch von Hilfen für das einzelne Kind ausgesprochen an die erste Stelle setzt, die Gesamtlage der benachteiligten und beeinträchtigten Kinder und Jugendlichen verbessern, um noch mehr Gemeinsamkeiten zwischen Individualpädagogik und Gruppenarbeit zu finden? Und das vor dem Hintergrund, dass in einem Hilfeplanprozess die Erziehungshilfe für jeden Einzelnen individuell gestaltet werden muss.*

Wolfgang Müller: Ich habe ja eben schon einige der Gemeinsamkeiten genannt wie die Einbeziehung der Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen und die Integration in den Sozialraum, die in der Individualpädagogik ja implementiert ist und in der Dezentralisierung der Heimerziehung seine Entsprechung findet. Ein Beipiel wäre, die Gruppenarbeit in Wohnhäusern in einem Stadtteil zu etablieren. Das ist – denke ich – eine wichtige Form, eine wichtige Grundbedingung, damit Kinder und Jugendliche sinnvolle Hilfen erhalten.

Ich glaube, ein ganz entscheidender Punkt – egal, ob Individualpädagogik oder Gruppenpädagogik – ist die Haltung der Betreuer, ihre Persönlichkeit. Das heißt, ein ganz besonderes Augenmerk muss in beiden Hilfeformen auf die Personalauswahl gelegt werden, vorzugweise auf die sozialen Kompetenzen der Menschen, die mit den Jugendlichen zu tun haben. Wichtig ist mir hier – und das sage ich ganz bewusst – die Beziehungsfähigkeit der Betreuer. Es ist ja sonst zumeist die Rede von der Beziehungsfähigkeit der Jugendlichen, aber viel, viel entscheidender ist die Beziehungsfähigkeit der Betreuer, gerade auch in Gruppenkontexten. Ich bin mir sicher, dass

das die Gemeinsamkeiten sind, die durch eine vernünftige Personalauswahl und Fortbildungen auch bis zu einem gewissen Grad gesteuert werden können.

Im Vorfeld dieses Interviews habe ich mich an Wolfgang Liegel, der seinerzeit als Abteilungsleiter beim Landesjugendamt die Individualpädagogik sehr gefördert hat, erinnert. Und der hat kurz vor seinem Tod noch beim Jubiläum unseres Wellenbrecher-Büros in Düren etwas gesagt, das mich bis heute beeindruckt und das ich aufgeschrieben habe: „Dass ein junger Mensch lernt, an sich selbst zu glauben, geht nur darüber, dass ein anderer an ihn glaubt, ihm dies zeigt und spüren lässt, und dies auch ehrlich und authentisch tut. Erst dann kann er sich nochmals öffnen und neu beginnen." Das ist ein Satz, der nicht nur für die Individualpädagogik gilt, sondern auch für Gruppenpädagogik. Im übrigen auch für Lehrer und für alle Berufe, die mit jungen Menschen zu tun haben.

Volker Hilgenstock: *Herr Dr. Frey, was können Sie den zu Gemeinsamkeiten und den Umfang der Betreuungen, wie es gerade Herr Müller beschrieben hat, sagen? Es gibt in der Praxis die eine oder andere Grenze, denn nicht mehr so viele Menschen, insbesondere Fachleute, sind bereit, einen derartigen Umfang an Betreuungszeiten zu ermöglichen bzw. Erziehungshilfe in dieser Intensität zu leisten.*

Kurt Frey: Lassen Sie mich das mal so sagen: Ich persönlich bedauere den manchmal feststellbaren internen Fachstreit über die Frage, welcher Ansatz der richtige ist. Gruppenerziehung und Individualpädagogik schließen sich m. E. nicht gegenseitig aus. Es werden beide Ansätze im Rahmen unserer Gesellschaft benötigt. Beide sollten auch kritisch, im Sinne einer konstruktiven Weiterentwicklung, begleitet werden. Es sei hierbei nur auf das wichtige Fachkräftegebot in der Jugendhilfe hingewiesen. Es gibt viele Gemeinsamkeiten, denn der einzelne Jugendliche ist nicht nur Individuum, sondern auch Teil einer Gemeinschaft. Gemeinschaft und Individuum stehen in einer grundsätzlichen und nicht veränderbaren Beziehung. Unser Leben spielt sich in der uns umgebenden Gemeinschaft ab. Daher ist es für Jugendliche lebensnotwendig, auch Gemeinschaft, gemeint ist auch Anpassung oder Verzicht, Rücksichtnahme oder Gewinn und Verlust, zu erlernen bzw. neu zu erlernen und auch aushalten zu können. Hier tauchen sofort eine Menge Fragen auf, wie die nach der persönlichen Lebensplanung von Betreuern, der Ausbildung von Sozialarbeitern und Erziehern oder dem Tarifrecht, der Arbeitszeitordnung etc. Möglicherweise lassen die gefundenen Antworten nicht immer Kontinuität in der Betreuung zu.

Wolfgang Müller: Das ist aber auch eine Folge der universitären Ausrichtung der Sozialarbeit, immer mehr hin zum – man sagt das dann im Neudeutschen so schön – „Case Management".

Volker Hilgenstock: *Oder Sozialmanagement.*

Kurt Frey: Ja, das kann ich voll unterstreichen, und diese bedeutsame Fragestellung lässt sich in der Praxis immer wieder auffinden. Der Hilfeplan nach § 36 SGB VIII geht davon aus, dass es uns gelingt, eine auf das vorliegende Problem bezogene Hilfe zu entwickeln und umzusetzen. In vielen Fällen merkt man dann schnell, wie schwierig dies sein und wieviel Hürden und Beschränkungen es geben kann. Ich denke dabei nicht nur an das bekannte Argument fehlender Finanzen, sondern auch an Kreativität und Flexibilität. Bürokratie bewegt sich leider nur schwerfällig. Das Instrument des § 27 SGB VIII wird m.E. viel zu wenig genutzt, obwohl es zulässt, kreativ und auf den Klienten bezogen Hilfen zu generieren. Es wird viel über die Notwendigkeit von Erziehung und Bildung geredet, aber die Taten halten sich immer noch in Grenzen.

Wolfgang Müller: Das heißt, es gibt eine hohe Verantwortung der Steuerungsfunktion des Jugendamtes.

Kurt Frey: Ja, es gibt eine hohe Verantwortung des Jugendamtes, aber auch der Träger und Dienstleister, die viel zu oft die Wirtschaftlichkeit und nicht den Bürger mit seinem Rechtsanspruch auf eine geeignete Hilfe in den Vordergrund stellen. Wie kann ich als Jugendamt oder auch als Träger eine klientenorientierte Haltung und Einstellung gewährleisten, sichern und kontinuierlich weiter entwickeln, und wie kann der individuelle Auftrag umgesetzt werden, ohne dass er einem möglichen Belegungsdruck geopfert wird.

Dieses Thema finden wir nicht nur in der herkömmlichen Erziehungshilfe, sondern auch in den individualpädagogisch geprägten Hilfen. Heute muss man sich kritisch auch fragen, ob es vor vielen Jahren wirklich richtig gewesen ist, die Jugendhilfe quasi zu privatisieren.

Wolfgang Müller: Aber das ist kein alleiniges Phänomen der Individualpädagogik, sondern ein generelles Problem auch der anderen Segmente der Jugendhilfe..

Kurt Frey: Ich wollte nur deutlich machen, dass man sich diesen Fragen immer wieder neu nähern muss, und zwar für jegliche Art von Hilfeangeboten.

Wolfgang Müller: Das sehe ich auch so, ja.

Kurt Frey: Vielleicht gilt dies sogar verstärkt für die herkömmliche Jugendhilfe, die aufgefordert ist, die Individualität im Kontext der Gruppener-

ziehung intensiver als in den vergangenen Jahrzehnten in den Fokus zu nehmen.

Volker Hilgenstock: *Kommen wir doch noch einmal zu den Rahmenbedingungen der Jugendhilfe, die benötigt werden. Zur Zeit ist die Diskussion eher stärker so, dass die Länder und die Kommunen dazu übergehen, doch etwas qualifiziertere Konzepte in der Breite zu entwickeln. Das heißt, wenn wir die Entwicklung in den Kindergärten sehen bis hin zu U3, wenn wir sehen, dass die Ganztagsschulen und Betreuungsmaßnahmen sehr stark ausgeweitet werden, dann steckt doch dahinter, dass man an sich sehr früh schon die Defizite und prekären Situationen feststellen möchte. Aber viele Experten sagen auch, dies ist ein Mittel dafür, zumindest die doch sehr kostspieligen individualpädagogischen Maßnahmen reduzieren zu können. Die Praxis sagt etwas anderes. Wie werden wir mit dieser Diskussion fertig, um nach wie vor für die Individualpädagogik eine Grundlage zu finden, die vernünftige Rahmenbedingungen beinhaltet.*

Wolfgang Müller: Ich bin mir sicher, dass die präventiven Hilfeformen, die Sie gerade erwähnt haben, die ganz allgemein Kosten sparen sollen, nicht nur auf die Individualpädagogik abzielen, sondern generell auf die im Verhältnis zu anderen Hilfeformen teuren stationären Unterbringungen, egal ob Heimplatz oder Individualangebot, Es ist das Segment in der Jugendhilfe, bei dem die einzelnen Hilfen vom finanziellen Aspekt her am stärksten ins Gewicht fallen.

Wenn ich die Situation der Jugendhilfe, die generellen Rahmenbedingungen sehe und analysiere, würde ich mir wünschen, dass es nach wie vor Jugendämter und Landesjugendämter gibt, die bereit sind, auch unkonventionelle Wege zuzulassen, sowohl bei der Individualpädagogik als auch bei der Entwicklung von Gruppenangeboten. Ich würde mir dabei weniger Bürokratie und hinderliche Regulierungen wünschen. Denn, das ist offensichtlich eine allgemein festzustellende Tendenz, nicht nur bei den Hilfen zur Erziehung, sondern im gesamten Sozialbereich, dass die aufgebauten Bürokratien und Regulierungen immer mehr dazu führen, dass Zeiten, die eigentlich für die pädagogische Arbeit da sein müssten, reduziert werden. Das müssen wir zurückdrehen. Die reale Entwicklung geht aber leider in eine andere Richtung.

Herr Frey hat vom Primat der Finanzen gesprochen, das ja mittlerweile über allem steht und dazu führt, dass Fragen wie Belegungsqualität und vernünftige Jugendhilfeplanung oft daran ausgerichtet sind.

Ich wünsche mir, dass es Betreuer gibt, die sich beziehungsmäßig auf Kinder und Ju-

gendliche einlassen können. Das Entscheidende ist dabei, dass sie ein Lebenskonzept haben, das genügend Raum für hilfebedürftige Kinder und Jugendliche bietet. Man darf dabei das Ganze eigentlich nicht nur als reine Profession sehen, denn dann führt es bei den pädagogisch Handelnden oft zur Abgrenzung im Lebensgefühl zwischen „hier privat, da dienstlich". Und das geht natürlich nicht mit einem Konzept der Individualpädagogik. Man muss zulassen können, dass man Kinder und Jugendliche in sein Lebenskonzept und seine Lebenswelt hineinlässt. Das ist ja gerade der Grundansatz.

Eine wichtige Rahmenbedingung ist für mich, dass die Qualitätsstandards, die ich vorhin schon einmal genannt habe, wirklich umgesetzt werden: gute Diagnostik, systemischer Ansatz und therapeutische Begleitung. Nur dann kommen die Wirkfaktoren zum Tragen, die die Individualpädagogik ausmachen. In diesem Zusammenhang weise ich gerne auf die sehr interessante wissenschaftliche Arbeit von Professor Willy Klawe aus Hamburg hin, der untersucht hat, welche Wirkfaktoren dies speziell in der Individualpädagogik sind. An erster Stelle nennt er ein verlässliches, akzeptierendes Beziehungsangebot, eine belastbare authentische Betreuerpersönlichkeit und die Einbindung in familienähnliche Strukturen. Zusammenfassend stellt Professor Klawe also – neben anderen Dingen – die individuelle Ausrichtung und die Flexibilität der Maßnahme in den Vordergrund. Das ist nach wie vor wichtig, wenn wir über bestimmte Rahmenbedingungen für Kinder und Jugendliche nachdenken.

Volker Hilgenstock: *Das würde aber bedeuten, dass dann natürlich erhebliche finanzielle Unterstützungen den Lebensgemeinschaften oder individualpädagogischen Projektstellen bereitgestellt werden müssten, denn es muss interessant für die Betreuenden bleiben, und es muss klar sein, dass für ihren Einsatz auch eine entsprechende Entlohnung sichergestellt ist.*

Wolfgang Müller: Das stimmt. Da es aber immer weniger Menschen gibt, die bereit sind, Kinder und Jugendliche in ihre Lebenswelt und in ihr Lebenskonzept zu integrieren, ist die Individualpädagogik auch gefordert, andere Ansätze zu verfolgen mit mehr Entlastungskräften bzw. zusätzlichen Kräften. Vielleicht sollten es auch nicht immer nur 1:1-Maßnahmen sein, sondern auch solche mit zwei oder drei Jugendlichen. Hier kämen dann Ergänzungs- und Entlastungskräfte dazu.

Volker Hilgenstock: *Das würde dann neben den finanziellen Dingen, die man besser klären müsste, bedeuten, dass auch das, was Herr Dr.*

Frey gesagt hat, berücksichtigt werden muss: nämlich die entsprechenden Studiengänge an den Universitäten oder Fachhochschulen qualifizierter zu gestalten. Dies auch, um so stärker – wie Herr Müller es betont hat – auf die entsprechenden Lebensläufe in der Individualpädagogik eingehen zu können

Kurt Frey: Ja, vielleicht muss man auch einmal verstärkt hinschauen, welche Rahmenbedingungen sich zwischenzeitlich für junge Erzieher und Sozialarbeiter eingebürgert haben. Ich denke dabei an Zeitverträge. Damit beginnt die Arbeit am Klienten mit Unsicherheit auf Seiten der Helfer. Wenn aber Unsicherheit in der Lebensplanung entsteht, wie soll sich dann der junge Erzieher oder Sozialarbeiter entscheiden können für intensiven Einsatz, neue Formen etc. Wie soll er dies können, wenn die Gesellschaft selbst den Erzieherberuf – sage ich mal – nicht besonders attraktiv ausstattet.

Es wird viel zu viel über einzelne Kosten der Jugendhilfe diskutiert. Viele Außenstehende gefallen sich in dem Satz: „Heimerziehung ist viel zu teuer", und erst die „Auslandsmaßnahmen" gehen ins Geld. Zu schnell wird vergessen oder erst gar nicht beachtet, dass es viele Erfolge gibt, aber leider auch viel Scheitern. Über entsprechende Folgekosten wird zu wenig nachgedacht.

Wolfgang Müller: Und dazu gibt es ja auch qualifizierte Untersuchungen von Professor Macsenaere vom IKJ Institut für Kinder- und Jugendhilfe in Mainz, der versucht hat, diese Folgekosten seriös zu berechnen. Deswegen ist es auch sehr berechtigt, was Sie sagen.

Volker Hilgenstock: *Die Untersuchung sagt ganz klar, je qualifizierter die Individualbetreuung ist, desto weniger „Ewigkeitskosten" gibt es. So würde ich das mal in der Bergbausprache sagen. Die Schäden, die durch die Individualpädagogik vermieden werden, sind an sich die Ersparnisse, die man öffentlich gesehen in den Folgejahren hat. Die derzeitige Förderung ist doch so: ein Gescheiterter kommt von einem Fördertopf in den nächsten bis ins Alter hinein, und so entsteht eine „ewige" Kostenspirale. Die gilt es zu durchbrechen, indem man dort, wo tatsächlich die Notwendigkeit besteht, Hilfen gewährt, und zwar so, dass sie endlich und erfolgreich sind.*

Kurt Frey: Lassen Sie mich noch eines sagen: Wir können in der Prävention mehr machen, wenn es nicht nur halbherzig geschehen würde. Da fängt es ja schon an, nicht wahr?

Volker Hilgenstock: *Das heißt also, im Prinzip brauchen wir eine neue inhaltliche Diskussion, ähnlich, wie es in der Altenhilfe ja auch gewesen ist. Früher kamen die Alten in der Regel mit 65 ins Altenheim, heute ist es sehr stark individuali-*

siert – natürlich auch aus Kostengründen –, und viele Menschen wollen dies auch so. Die Betreuung in den alten Lebensverhältnissen ist heutzutage wesentlich länger als früher. Da hat eine völlige Umgestaltung des ganzen Systems stattgefunden. Was natürlich die schreckliche Folge hat, dass die übriggebliebenen Altenheime fast nur noch Pflegeheime sind und das leisten, was früher Krankenhäuser gewährleistet haben.

Also kann man noch einmal unterstreichen, so wie Sie es ausgeführt haben, dass eine derartige Diskussion weiterhin geführt werden muss, und zwar verstärkt. Aber es wird auch seine Zeit brauchen, bis sich das System vielleicht einmal positiv verändert.

Kurt Frey: Aber wir müssen diese Diskussion führen, und unsere Kinder werden sie vielleicht noch weiter fortsetzen müssen, denn, wenn sie nicht geführt wird, ist das noch schlimmer.

Vier Fragen –

Jugendhilfe im Spannungsfeld zwischen individuellem Förderungsbedarf und Erziehung zu gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten

vier Antworten

Die Aufgaben der Jugendhilfe sind vielfältig. Sie auch in angemessener Form bewältigen zu können, ist für alle Beteiligten eine große Herausforderung. Manchmal stoßen die Hilfeangebote sicher auch an Grenzen, die dort beginnen, wo zum Wohle der Kinder und Jugendlichen tiefe Eingriffe in deren bisherige Lebenswelt erfolgen. Gerade dann, wenn Familienstrukturen aufgebrochen werden (müssen), ist besondere Rücksicht und Einfühlsamkeit gefordert. Das wirft die Frage auf, ob die Jugendhilfe mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln dem/der einzelnen Hilfebedürftigen auch die in vielen Fällen nötige „Ersatz"gemeinschaft bieten kann, die hilft, neue soziale Perspektiven zu entwickeln. Wir haben mehreren Personen, die – bis auf eine Ausnahme – der Jugendhilfe auf unterschiedliche Art verbunden waren oder noch sind, dazu vier Fragen gestellt:

Frage 1: *Individualpädagogische Angebote in der Jugendhilfe fokussieren stark auf den individuellen Förderungsbedarf von Kindern und Jugendlichen. Ergibt sich dadurch nicht unter Umständen ein Widerspruch zu der ebenfalls im SGB VIII verankerten Zielsetzung einer Erziehung zu gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten?*

Frage 2: *Kann Jugendhilfe überhaupt einen Ersatz für notwendige bindungsorientierte soziale Systeme bieten?*

Frage 3: *Wenn ja, welche Rahmenbedingungen muss eine erfolgversprechende bedarfsorientierte Jugendhilfe schaffen, damit sich sozial kompetente Persönlichkeiten ggf. auch außerhalb ihrer gewohnten sozialen Umgebung (Familie, Peer Group usw.) entwickeln können?*

Frage 4: *Für keine funktionierende Familie hört die Bindung an und die Verantwortung für ihre Kinder mit Erreichen der Volljährigkeit auf, aber im System der Jugendhilfe ist das Vollenden des 18. Lebensjahres normalerweise der Punkt, an dem „das Küken aus dem Nest gestoßen wird und flügge zu sein hat". Sollte Jugendhilfe auch noch darüber hinaus eine längerfristige Begleitung gewährleisten? Welche Voraussetzungen müssten dafür geschaffen werden?*

Norbert Scheiwe ehemaliger Gesamtleiter Campus Christophorus Jugendwerk, Breisach

Frage 1

Nun ich glaube nicht, dass individualpädagogische Hilfen dieser Zielsetzung widersprechen, im Gegenteil. Die jungen Menschen, die diesen Hilfebedarf haben, sind i.d.R. zunächst einmal an den Rahmenbedingungen dieser Gemeinschaft gescheitert. Die individualpädagogische Hilfe entzieht sie ja mit ihren Angeboten nicht dieser Gemeinschaft, sondern sie leben mitten drin, in Familien, dörflichen oder städtischen Strukuren, nehmen an berufsorientierenden Projekten teil oder müssen sich, wenn oft auch durch Fernunterricht, mit lernbegleitenden Mitmenschen und schulischem Lernen auseinander-

setzen. Das Ziel dieser Hilfen ist es u.a., sie durch eine behutsame Begleitung und nicht überfordernde Angebote wieder in die Gemeinschaft zurückzuführen und damit eine selbstbestimmte Teilhabe zu ermöglichen. Die erfordert mitunter auch für eine überschaubare Zeit und selbstbestimmt durch den jungen Menschen, zunächst einmal Rückzugsräume im Rahmen der individualpädagogischen Hilfe zu ermöglichen (z.B. gemeinsame Touren und Projekte, Leben in einem Einzelzimmer, tiergestützte Angebote usw.), um Reflexionsmöglichkeiten, sichere Orte und reizarme Umgebungen zu schaffen, damit Gemeinschaft nicht negativ, sondern wieder positiv erlebt werden und ein erneutes Scheitern vermieden werden kann.

Frage 2

Jugendhilfe kann m.E. keinen „Ersatz" für diese Systeme bieten, die i.d.R. oft sehr versäult für die in der Jugendhilfe lebenden jungen Menschen eher mit dem Erleben des Scheiterns verbunden werden. Die Schule oder Ausbildung wird abgebrochen, man fliegt aus den Systemen heraus. Mit einem „Ersatz" dieser Systeme ist jungen Menschen mit derartigen Lebenserfahrungen nicht wirklich geholfen.

Ich bin allerdings der Meinung, dass Konzepte der Jugendhilfe, die bildungsorientierte Inhalte umfassend und fachübergreifend in ihre Angebote integrieren können, durchaus Alternativen zum vorhergehenden Scheitern darstellen können. Schule und berufsorientierte oder multikulturelle Inhalte im Alltag unterzubringen, sie methodisch vom „normalen Zusammenleben" nicht abzukoppeln, sondern zu integrieren, scheinen mir durchaus handhabbare Möglichkeiten zu sein, junge Menschen zu erreichen und sogar formelle Abschlüsse hinzubekommen. Das Konzept der Flex-Fernschule des Campus Christophorus Jugendwerkes und auch andere Fernlernkonzepte scheinen mir in diesem Zusammenhang gelungene Angebote in die richtige Richtung zu sein, den am bisherigen System gescheiterten jungen Menschen bildungsrelevante Perspektiven anzubieten.

Frage 3

Wenn es eine Tatsache ist, dass junge Menschen in den vorhandenen bildungsrelevan-

ten aber auch Jugendhilfeangeboten, also an den vorhandenen Systemen, oft scheitern (siehe div. Statistiken zu Abbrüchen – ohne das Erreichen des Hilfeplanzieles annähernd 50%), dann scheint mir eine Antwort auf diese Frage zuallererst die Forderung nach der Veränderung und Weiterentwicklung der Systeme zu sein. Noch wird weitgehend erwartet, dass die jungen Menschen eine Anpassungsleistung erbringen sollen, zu der sie aus sehr unterschiedlichen Gründen nicht mehr bereit oder in der Lage sind. Insofern wäre eine der wichtigsten Rahmenbedingungen für mich mutige und kreative Köpfe an den verantwortlichen Entscheiderpositionen, die durchaus auch bereit sind, systemverändernde Entscheidungen zu treffen, wenn es um die „Kreation" von individuellen aber auch gruppenbezogenen Hilfeangeboten geht. Es bedarf ebenso mutiger, entscheidungsfreudiger und auch „risikobereiter" Mitarbeitenden auf der operativen Ebene, die sich in den „Clinch" mit den Strukturen aber auch mit den jungen Menschen begeben und etwas mit ihnen gemeinsam erreichen wollen. In einer durch immer mehr Regularien verrechtlichten und durch ein fundamentalistisch geprägtes Verständnis von Qualitätsmanagement verregelten Jugendhilfewelt ein nicht leichtes Unterfangen. Das bedeutet nicht den Wegfall regulierender Faktoren, sondern eher den Ausbau der Gestaltungräume und die wirkliche Anerkennung von Individualität und das Recht auf Schutz und sichere Orte. In diesem Zusammenhang scheint mir der Begriff der „Systemsprenger" geradezu ein menschenverachtender und stigmatisierender Begriff zu sein, der die Verantwortung dem jungen Menschen alleine zuordnet. Mir wäre in diesem Zusammenhang der Begriff „Systemerneuerer" lieber, denn der macht uns deutlich, dass auch die „Systeme" einen erhöhten Entwicklungsbedarf haben.

Frage 4

Nicht zuletzt durch ein globaleres Verständnis von Hilfeangeboten und das wachsende Selbstbewusstsein bisher ausgegrenzter Gruppierungen nimmt die Diskussion um das Thema „Careleaver" immens an Fahrt auf. Für mich steht außer Frage, dass – auch auf Grund der in der Frage angedeuteten gesellschaftlichen Veränderung (25 ist das neue 18) – die Jugendhilfe hier zu ihrer Verantwortung stehen und entsprechende, auch durch gesetzliche Rahmenbdingungen abgesicherte und finanzierte Angebote, entwickeln muss. Voraussetzungen sind m.E. gesetzlich eindeutige Regelungen, nicht als Kann-, sondern als Regelleistungen, und eine abgesicherte Finanzierung. Und auch hier bedarf es dann „kreativer Lösungen", damit dem indivi-

duellen Hilfebedarf auch ein entsprechendes Angebot gegenüberstehen kann, d.h., dass eine tatsächliche, selbstbestimmte und gleichberechtigte Teilhabe für die jungen Menschen auch ermöglicht werden kann und nicht ausschließlich „Versorgung“ und „Unterbringung“ in den Vordergrund gestellt werden. Dies allerdings bedarf einer intensiven – auch gesamtgesellschaftlichen – Diskussion über das Thema strukturell bedingter Ausgrenzung bestimmter Zielgruppen, so, wie sie momentan gerade passiert.

Rolf Rosenwick Bereichsleiter St. Klara Kinderheim, Beckum

Frage 1

Individualpädagogische Maßnahmen in der Jugendhilfe im Sinne von Stand- oder Reiseprojekten mit einer permanenten 1:1-Betreuungsbeziehung kann man auch verstehen als Dauersonderform von in jedem Erziehungssetting notwendig sich ergebenden 1:1-Situationen. Sei es in der Herkunfts- oder Pflegefamilie oder in einem wie auch immer gestalteten Gruppensetting – hier finden 1:1-Aktivitäten oder -Gespräche statt, in denen individuelle, persönliche bis intime Themen aufgegriffen werden. Und es sind insbesondere diese Momente, die tragfähige Beziehungen entstehen lassen.

Die Vereinbarung einer individualpädagogischen Maßnahme hat häufig den Hintergrund, dass für die betreffenden jungen Menschen ein kontinuierliches Gruppen- oder Familiensetting eine permanente Überforderung darstellt. In dieser Maßnahme ist der junge Mensch jedoch nicht auf sich allein gestellt, denn zumindest ein Erwachsener hält den Kontakt, den Austausch, die Auseinandersetzung etc. aufrecht.

Sich in einer Gruppe zurechtzufinden, stellt für das Individuum eine hochkomplexe Aufgabe und Herausforderung dar, was immer dann besonders deutlich wird, wenn man mit Menschen zu tun hat, die diese Leistung nicht erbringen können. Insofern würde ich bei vielen individualpädagogischen Maßnahmen davon ausgehen, dass es im Normalfall dem jungen Menschen gelingt, für sich Grundlagen zu legen, um zur gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit zu reifen.

Frage 2

Nach meiner Auffassung kann Jugendhilfe das nicht nur, sondern sollte sie diese Kompetenz bei allen bindungsfähigen jungen Menschen bewahren und ausbauen, nicht nur um dem Auftrag des Gesetzgebers gerecht zu werden, sondern um der Psychohygiene der Mitarbeitenden willen. Dies gilt in familialen Settings genauso wie in Gruppensettings.

Beispiel: Wir nehmen in der Jugendhilfe auch im Gruppenkontext immer wieder Kinder im Kindergarten- oder Grundschulalter auf. Diese Kinder sind mitunter bei Aufnahme stark depriviert, wirken im Gesicht vergreist, in ihren Gesichtszügen eingefroren. Eine verlässliche, liebevolle Zuwendung durch Erwachsene kennen sie nicht, vielmehr Unberechen-

barkeit und Angst. Es gibt pädagogische Ansätze, die mit Blick auf eine evtl. später anstehende Vermittlung in ein anderes, dauerhaftes Betreuungssetting dafür plädieren, gegenüber diesen Kindern eine deutliche emotional-körperliche Distanz zu wahren. Ich halte dies für eine Art Fortsetzung der bereits erlittenen Misshandlung, da Kinder in diesem Alter eine intensive emotional-körperliche Nähe zu Erwachsenen brauchen, um sich ihren Möglichkeiten entsprechend zu entwickeln und die Welt zu explorieren. Insofern sind die Mitarbeitenden hier gefordert, den Kindern emotional-warmherzig zu begegnen, mit diesen Freude und Leid zu teilen und sich gleichzeitig durchgängig als verlässlich zu zeigen. Wenn dies gut gelingt und auch der Übergang in eine anschließende Hilfe wie z.B. Familienpflege entsprechend fokussiert wird, nehmen die Kinder ihre guten, bindungsrelevanten Erfahrungen mit in das neue System.

Frage 3

Nach meiner Erfahrung liegt der Schlüssel zur Antwort auf diese Frage bei den Mitarbeitenden der Jugendhilfe und damit gleichzeitig auch bei dem, was diese denn brauchen, um eine entsprechende Arbeit zu leisten.

Bei individualpädagogischen Maßnahmen scheint mir auch weniger das Betreuungssetting hinderlich an der Ausbildung einer sozial kompetenten Persönlichkeit zu sein, als vielmehr die komplexe Anforderung an diese Aufgabe, die der junge Mensch vor dem Hintergrund seiner eigenen, bisherigen Erfahrung und transgenerationalen Prägung mitbringt.

Ich gehe davon aus, dass junge Menschen (vielleicht mit Ausnahme bestimmter psychisch kranker und sehr schwer traumatisierter) kaum etwas mehr wollen, als ihr Leben ganz „normal“ – also wie alle anderen – zu leben. Freunde haben, zur Schule gehen, Erfolgserlebnisse haben, hilfreich sein. Zudem gehe ich davon aus, dass junge Menschen insbesondere am Modell lernen, also auf Dauer weniger nach dem agieren, was sie von uns hören, als nach dem, wie sie uns erleben. Das bedeutet letztendlich, es braucht in der Jugendhilfe Erwachsene, die diese beiden Grundannahmen in ihrer Haltung verkörpern und Arbeitsbedingungen vorfinden, die es ihnen ermöglichen, mit langem Atem und jeden Tag wieder neu entsprechend dieser Grundhaltung den jungen Menschen zu begegnen.

Frage 4

Dies ist sicherlich ein wichtiger Punkt und ein großes Ärgernis in der Jugendhilfe. Mitunter wird über viele Jahre viel Geld investiert, und

in dieser für junge Menschen (und nicht nur solche in der Jugendhilfe) sehr anspruchsvollen Zeit mit vielen zentralen Entscheidungen stehen sie schnell alleine da. Neben der entsprechenden Strukturqualität (Finanzen, Personal, Räumlichkeiten, Arbeitsplätze), die es ermöglicht, den Verselbständigungsprozess entsprechend dem Tempo und der Entwicklung des jungen Menschen langsam ausschleichen zu können, scheint mir ein größeres Problem zu sein, wie es gelingen kann, vertrauensvolle Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Wenn jungen Menschen aus einer Familie heraus sich verselbständigen, ziehen sie irgendwann in die große weite Welt. Der Kontakt nach Zuhause variiert, bleibt aber erhalten und kann quasi jeder Zeit bei Bedarf intensiviert werden bis dahin, dass so mancher wieder Zuhause einzieht. Und spätestens in der Gründungsphase einer eigenen Familie sind Rat und Unterstützung durch die Altvorderen gerne gesehen und genutzt.

Viele junge Menschen, die sich aus der Jugendhilfe heraus verselbständigen, finden diesen Weg oft nicht mehr, wenn sie sich einmal entsprechend entfernt haben. Hinzu kommt manchmal erschwerend, dass die Person, mit der sie besonders vertraut waren, die Einrichtung verlassen hat. Zur Nutzung institutionalisierter Hilfe wie Jugend- oder Sozialamt sind die inneren Barrieren zumeist zu hoch. Abhilfe schaffen könnte vielleicht eine dezentral existierende, vielleicht auch ehrenamtliche Anlaufstelle, möglicherweise unterstützt von Ehemaligen, um Schwellenangst zu verringern. Idealerweise müssten die jungen Menschen von dieser Stelle schon frühzeitig erfahren und – wenn möglich – auch schon Kontakt dorthin gehabt haben. Sie müsste ihnen in gewissem Sinn vertraut sein, und sie müssten sich sicher sein, dass sie dort nur die Unterstützung und Hilfe bekommen, für die sie sich selbst entscheiden. Denn eine solche Anlaufstelle wäre insbesondere dann sinnvoll und hilfreich, wenn junge Menschen diese auch Jahre nach Beendigung der Jugendhilfe noch nutzen könnten und würden.

Thomas Kurowski-Kindel Kommissionierer im Lebensmittel-Großhandel

Frage 1

Individuelle Förderung ist notwendig, um überhaupt gemeinschaftsfähige Individuen zu etablieren.

Frage 2

Jugendhilfe kann grundsätzlich kein wirklicher Ersatz für bindungsorientierte soziale Systeme wie Familie sein.

Jugendhilfe kann mit ihren Möglichkeiten zur Bindungsfähigkeit des Individuums beitragen, diese fördern und unterstützen.

Frage 3

Jugendhilfe bedarf dazu einer stabilen und langfristigen Finanzierung, auch, um damit ausreichend kompetente Mitarbeitende zu gewinnen.

Frage 4

Jugendhilfe sollte mit ihren Möglichkeiten in der Lage sein, junge Menschen bis zum 18. Lebensjahr in die Selbständigkeit zu bringen. Darüber hinaus sollten sie auf die Beratung durch das Jugendamt im Notfall zurückgreifen können.

Sven Frey Geschäftsführer Inju GbR, Hamm

Frage 1

Meiner Meinung nach ist es unabdingbar, dass das Individuum als solches in den Fokus von Kinder- und Jugendhilfe rückt. Natürlich sollte hierbei nicht der gesellschaftliche Rahmen außer Acht gelassen werden, dennoch ist eine gesunde und tragfähige, individuelle und persönliche Entwicklung m.E. ein Grundpfeiler, um in dieser Gesellschaft zu bestehen. Dadurch, dass die heutige Gesellschaft immer oberflächlicher wird und in Zeiten des „World Wide Web“ mit zum Teil vernichtender Kritik am Anderen nicht sparsam umgegangen wird, ist es wichtig, dass sich individuelle Persönlichkeiten herauskristallisieren und ein „Ich-Bewusstsein“ haben.

Frage 2

Nein. Einen Ersatz kann Jugendhilfe nicht bieten. Denn wenn etwas ersetzt werden kann, dann benötigt man das Ersetzte nicht. Jugendhilfe kann nur unterstützend und überbrückend helfen, ersetzen kann Jugendhilfe bindungsorientierte soziale Systeme nicht.

Frage 3

Da diese Frage ein „Ja“ auf Frage 2 voraussetzt, kann sie in meinem Fall nicht beantwortet werden. Außerhalb der gewohnten sozialen Umgebung kann sich eine sozial kompetente Persönlichkeit nur dann entwickeln, wenn sie sich außerhalb der gewohnten Umgebung auch denselben oder aber ähnlichen Anforderungen entgegenstellen muss. Das bedeutet, dass zumindest ein familienanaloges System geschaffen werden muss, um Sozialkompetenz in diesem Maße zu entwickeln. Ist dieser Grundstock nicht gegeben, werden immer Defizite im Bereich der Sozialkompetenz zu erkennen sein. Diese machen sich häufig als „kämpferische Natur“ bemerkbar, denn wenn man sich im Laufe des Heranwachsens permanent gegen „Konkurrenten“ behaupten und durchsetzen muss, dann wird diese Art der Herausforderungsbewältigung kaum, oder bisweilen gar nicht abgelegt.

Frage 4

Generell gesprochen, ist eine Verlängerung der Jugendhilfe heutzutage üblich und möglich. Ist der Hilfeempfänger mit Erreichen des 18. Lebensjahres noch nicht oder nur bedingt in der Lage, für sich und sein Handeln die Konsequenzen zu sehen und abzuwägen, wird in der Regel eben diese Verlängerung der Jugendhilfe angestrebt.

Es wäre dennoch zu überlegen, dass man dieses System überholt und die Jugendhilfe bewusst länger als bis zum 18. Lebensjahr gewährleistet, natürlich unter der Voraussetzung, dass der Hilfeempfänger sich nicht dazu genötigt fühlt, sondern aus freien Stücken einer Verlängerung des Hilfesystem zustimmt und dadurch Unterstützung und Begleitung erfährt. Diese muss natürlich nicht mehr so engmaschig sein, wie sie zu Beginn der Hilfe war. Aber, dass man an seinem 18. Geburtstag plötzlich „fertig“ ist, ist eher unwahrscheinlich.

Die Voraussetzungen einer generellen Hilfe über das 18. Lebensjahr hinaus sollten wie folgt lauten:

- Freiwilligkeit des Hilfeempfängers
- Selbstbestimmung des Hilfeempfängers mit beratender Tätigkeit der Hilfe
- Erkenntnis des Hilfeempfängers, dass die Hilfe eine gute Unterstützung bietet
- deutliche Abgrenzung zur bisherigen Hilfe, da Hilfeempfänger nun volljährig ist, d.h., keine „Top Down“ Entscheidungen, sondern die Einbeziehung des Hilfeempfängers über den gesamten Hilfezeitraum (wenn möglich) und Transparenz der Gründe für eventuelle Schritte im Hilfeprozess
- keine Entscheidungen gegen den Willen des Hilfeempfängers, auch wenn sie aus der Sicht der Betreuung die „richtigen“ wären
- Fehler, die gemacht wurden, aufarbeiten und den daraus resultierenden Lerneffekt stärken und thematisieren (Vorbereitung auf das tatsächliche Erwachsensein).

Frage 1

Der individuelle Förderbedarf sagt zunächst nichts über die Bandbreite der zu fördernden Entwicklungsbereiche aus. Sicher ist die unabdingbare schulische Förderung bei der Zielgruppe u.U. sogar besser im Einzel- als im Gruppensetting zu leisten, sofern es schlicht und einfach um das Erreichen eines Schulabschlusses geht. Der junge Mensch ist zwar z.B. in einem Reiseprojekt in einer Zweierbeziehung unterwegs, welche jedoch ebenfalls, wie auch bei der individualisierten schulischen Förderung, eine soziale Dimension, nämlich den sozialen Bezug zum Betreuer/zur Betreuerin impliziert wie auch dessen ko-kreative Entwicklung und Ausgestaltung. Solche Projekte sind deshalb keinesfalls mit einer Art „Einzelhaft" zu vergleichen, sondern schließen immer auch soziale Bezüge und damit soziale Lernfelder ein. Allerdings entfällt zumindest temporär das selbstverständliche soziale Miteinander mit Gleichaltrigen und ihren Lebenserfahrungen. Sofern diese Dimension für die Förderplanung als relevant erscheint, ist es unabdingbar, solche (möglichst sozial konformen) Verkehrskreise mit jungen Gleichaltrigen vorzuhalten, um die altersgemäßen und peer-bezogenen Erfahrungen mit all ihren Sonnen- und Schattenseiten machen zu können. Dabei bleibt noch offen, wie Gemeinschaftsfähigkeit zu definieren bzw. welche Werte und zugeordneten Verhaltensweisen vom Maßnahmeträger als entsprechend zielführend gesehen werden. Insofern sehe ich unter diesen Prämissen keinen Widerspruch zum Förderziel einer gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit.

Frage 2

Diese Frage ist schwierig zu beantworten. Jugendhilfeangebote, wie auch immer gestaltet und einmal von den Spezifika z.B. von SOS-Kinderdörfern oder von Pflege- und Adoptivfamilien abgesehen, können sicher keinen Ersatz für Familienerziehung bieten. In jedem Fall muten sie jungen Menschen viele Belastungen zu. In stationären Einrichtungen ist die Erziehung bzw. Förderung in Gruppensettings vor allem der Ökonomie der Unterbringung geschuldet und sicher nicht an den Bindungsbedarfen der jungen Menschen orientiert. Schichten und Schichtwechsel sind in der Familienerziehung unbekannt, die Eltern sind im Prinzip immer und konstant für die Kinder da. Die hohe Personalfluktuation in der stationären Erziehungshilfe ist sicher

auch ein Argument für eine eher zurückhaltende Bewertung solcher Fremderziehungssysteme. Hier stellt sich die Aufgabe, einerseits die vorhandenen, aus der Herkunftsfamilie stammenden und als hilfreich bewerteten konstanten Bindungen und sozialen Bezüge (Vater, Mutter. Oma, Opa, Onkel, Tanten etc.) in eine proaktive Elternarbeit, die ihren Namen auch verdient hat, in die Konzeption der Erziehungshilfen, ob ambulant oder stationär, systematisch und konzeptionell einzubauen, zu begleiten, zu betreuen und zu pflegen. Dies im Hinblick auf ihre Funktionen als Bindungskonstanten im Hier und Jetzt wie auch als möglicherweise hilfreiche, stützende und stabilisierende Systeme nach Beendigung der erzieherischen Hilfen. Zum anderen und sofern solche familialen Ressourcen nicht vorhanden sind, bietet sich natürlich auch unter der Bedingung einer sorgfältigen Auswahl die Möglichkeit von dauerhaft angelegten Patenschafts- und Mentorensystemen an, die seitens der Träger aufgebaut bzw. vorgehalten und gepflegt werden, um den jungen Menschen zumindest das Angebot einer von Finanzierungsproblemen unabhängigen Begleitung bzw. eines dauerhaft angelegten Beziehungsangebots machen zu können. Eine dritte Möglichkeit besteht in der zumindest institutionellen „Falltreue", wie es Hans Scholten einmal formuliert hat, nämlich der Vorhaltung eines personunabhängigen Angebots der jeweiligen Einrichtung für alle von ihr betreuten jungen Menschen, sich dauerhaft für die jungen Menschen beratend und begleitend zur Verfügung zu halten, unabhängig davon, wo und in welcher Obhut sich die jungen Menschen gerade befinden.

Frage 3

Einen deterministischen Wenn-Dann-Zusammenhang gibt es hier natürlich nicht, wir haben es ja immer mit Wahrscheinlichkeitsaussagen zu tun. In jedem Fall bedürfte es einer langfristig angelegten vertrauensvollen und belastbaren Beziehungsgrundlage zu vertrauenswürdigen, psychisch stabilen Erwachsenen und Fachkräften. Die jeweiligen Einrichtungskulturen sollten vor allem auf das Ermöglichen von Ermutigung, aufbauender Begleitung, Zuhören und Teilhabe angelegt sein. Sie sollten – und das gilt auch für die geschlossene Unterbringung wie auch für Jugendhafteinrichtungen – soviel Öffnung nach „draußen" wie eben möglich realisieren, um die jungen Menschen mit dem künftigen eigenständigen Leben vertraut zu machen. Sie sollten den jungen Menschen viele Möglichkeiten der Darstellung, Erprobung und ggf. Modifikation ihrer Potentiale sowie Ressourcen ermöglichen. Ebenso können auf diese Weise viele soziale Erfahrungen in unter-

schiedlichen Kontexten ermöglicht und ausgewertet werden. Die jungen Menschen sollten an allen sie betreffenden Entscheidungen ebenso beteiligt werden, wie auch ihren Einlassungen zu den vielen Themen des Alltags Gehör zu schenken ist. Gerade im Kontext überbordender und zeitraubender Berichts- und Dokumentationspflichten spielt der Faktor „Zeit“ m.E. eine wesentliche Rolle für die Entwicklungsförderung junger Menschen. Viel Zeit ist bereitzustellen, um den jungen Menschen zuzuhören, ihr Denken und ihre Sicht der Welt zu erfahren, ihre Freude und Glück, ihre Sorgen und Kümmernisse zu teilen und ihnen zur Seite zu stehen. Gerade im Jugendalter mit seinen ganz spezifischen Herausforderungen und Belastungen ist eine unaufdringliche, aber aufmerksame und sich einmischende kontinuierliche Begleitung unabdingbar. Helmut Fend (2005, 471) fasst die wesentlichen Rahmenbedingungen auf den Punkt gebracht zusammen: „In der Summe hat eine Jugendpädagogik auf die Förderung positiver Entwicklungsprozesse ausgerichtet zu sein. Dies kann sie nur dann, wenn sie die besonderen Chancen dieses Lebensabschnittes als einer herausragenden Reflexionsphase, Erlebnisphase und Handlungsphase berücksichtigt. Dazu gehört eine Unterstützung des Bemühens, sich und die Welt zu verstehen, dazu gehören sinnvolle Aufgaben und Aktivitäten, und dazu gehören gute soziale Beziehungen. Jugendentwicklung ist nach dieser modernen Vorstellung kein passiver „Entfaltungsprozess“, sondern ein durch aktive Identitätsarbeit angetriebener Entwicklungsprozess. Was für ein Kind dabei das Spielmaterial ist, wird für den Jugendlichen die Kultur und werden die sozialen Beziehungen, die er unterhält. […] Die Entwicklung darf sich jedoch nicht an einem einseitigen und engen Bild ‚gelungener Entwicklung‘ ausrichten. Es gibt viele Wege zur Lebensbewältigung und mancher ‚suboptimale‘ kann sich als tapferer Pfad zu einem schwer erkämpften, wenngleich unvollkommenen Glück erweisen“.

Frage 4

In jedem Fall ist die zitierte Denkweise eigentlich undiskutabel und gerade für junge Menschen mit zugeschriebenem psychosozialen Förderbedarf völlig kontraindiziert. Nicht zufällig und in Erkenntnis der in komplexen Gesellschaften deutlich verlängerten Jugendphase umfasst das SGB VIII alle jungen Menschen bis zum 27. Lebensjahr. Insbesondere § 41 SGB VIII bietet explizit auf der Ebene einer Soll-Vorschrift die Möglichkeit für junge Menschen über 18 Jahren, selbst einen Antrag auf Gewährung von Hilfen zu stellen. Hier ist es eher die sehr unterschiedliche Genehmigungspraxis der Jugendämter, über die man

nachdenken müsste. Neben den finanziellen Voraussetzungen steht wiederum die personelle Dimension zur Disposition, läuft doch die Bindung nicht allein über die Institution, sondern ebenso über vertraute Menschen dort. Nachzudenken wäre auch über die Vorhaltung von Apartments oder sonstigen temporären Unterbringungsmöglichkeiten für junge Menschen über 18 Jahre und in Krisensituationen oder erschwerten Lebenslagen, um nicht der Obdachlosigkeit anheimzufallen oder in hochriskante Netzwerke abzudriften. Zu rechnen ist natürlich auch damit, dass die jungen Menschen froh sind, dem System der Hilfen und der institutionellen Versorgung entwachsen zu sein und sich eher ungern dorthin wenden. Zumindest kann man sie mit einem analogen oder digitalen Notfallset an Kontakten, Informationen und Adressen ausstatten, mit dem sie sich in schwierigen Situationen an ausgewählte und zugewandte Fachkräfte wenden können. Erfahrungen wären zu sammeln mit internetbasierten und moderierten Chatrooms oder sonstigen seriösen Plattformen zum Austausch untereinander, wie es z.B. in Form der Selbstorganisation das Careleaver-Netzwerk bereitstellt.

Literaturverzeichnis

Fend, Helmut (2005), Entwicklungspsychologie des Jugendalters, Wiesbaden

Thorsten Rentel

Distanzbeschulung – Schulische Bildung als elementarer Faktor erfolgreicher individualpädagogischer Arbeit

Lernen außerhalb der Klassengemeinschaft

Die Ursprünge der Distanzbeschulung

In den Anfangstagen der Individualpädagogik gab es viele Ideen, wie man den betreuten Jugendlichen zu einem erfolgreichen Leben in der Gesellschaft verhelfen kann. Viele dieser Ideen haben sich inzwischen in der Praxis bewährt und wurden weiterentwickelt, andere wieder verworfen. Schulische Bildung spielte bei diesen Überlegungen aber zunächst so gut wie keine Rolle. Dies war bei Wellenbrecher e. V. nicht anders als beim Neukirchener Erziehungsverein und anderen Jugendhilfeträgern.

Im Bemühen um eine Optimierung der individualpädagogischen Arbeit erkannte man bald, dass schulische Bildung ein wesentliches Element für eine erfolgreiche Integration in die Gesellschaft ist. Auch, wenn es formell zulässig ist, die Schulpflicht z.B. während einer Auslandsmaßnahme ruhen zu lassen, ist dies nicht sinnvoll. Viele der Jugendlichen haben schon vor Beginn der individualpädagogischen Maßnahme eine mehr oder weniger lange Schulabstinenz hinter sich. Wenn sie dann noch mehrere Jahre ohne Beschulung in einer Maßnahme verbringen, kommen mehrere Faktoren zusammen, die das Erlangen eines Schulabschlusses erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen:

- Es wird immer schwerer, bereits Erlerntes abzurufen und daran anzuknüpfen.
- Das inhaltlich passende Unterrichtsmaterial, das sich an den Lehrplänen für eine reguläre Schullaufbahn orientiert, passt nicht mehr zum Alter des Jugendlichen und verliert somit die motivierende Wirkung.
- Die Finanzierung individualpädagogischer Maßnahmen endet oft mit der Volljährigkeit, so dass die Zeit unter Umständen nicht reicht, um einen Schulabschluss zu erreichen. Der zweite Bildungsweg ist für viele dieser jungen Erwachsenen keine Alternative, weil sie weiterhin ein sehr individualisiertes Bildungsangebot benötigen, um erfolgreich sein zu können.

Diese Überlegungen führten bei einigen Jugendhilfeträgern zu einer Kooperation mit Fernschulen. Der Neukirchener Erziehungsverein ging einen etwas anderen Weg, weil er nicht nur Jugendhilfeträger, sondern auch

Schulträger zweier Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt „Emotionale und soziale Entwicklung“ ist (Förderschulverbund, bestehend aus Sonneck-Schule und Hans-Lenhard-Schule). Es war also das erforderliche Know-how im eigenen Haus vorhanden. Im persönlichen Kontakt zwischen einem Projektstellenkoordinator und einem Lehrer der Sonneck-Schule entwickelte sich so nach und nach das Konzept der Distanzbeschulung.

Am Anfang standen zwei Projektstellen in Griechenland. Der Lehrer schickte Lernmaterial an die Projektstellen, und die Betreuer halfen den Jugendlichen bei der Bearbeitung. Sehr bald stellte sich aber heraus, dass es ungünstig ist, wenn der Lernprozess von den Betreuern selbst unterstützt wird. Konflikte, die eventuell im Alltag aufgetreten sind, stören die Lernsituation, und umgekehrt werden auch Konflikte aus der Lernsituation in den Alltag hineingetragen. Diese Erkenntnis ist bis heute ein wesentlicher Pfeiler des Konzepts der Distanzbeschulung. Da hier von Individualpädagogik die Rede ist, gibt es natürlich auch Ausnahmen, bei denen genau diese Personalunion von Betreuer und Lernbegleiter zielführend ist, z. B., weil nur die Vertrauensbasis zum Betreuer es dem Jugendlichen ermöglicht, sich auf das Lernen einzulassen.

Die erfolgreiche Arbeit führte nach und nach dazu, dass

- immer mehr Jugendliche in Projektmaßnahmen des Neukirchener Erziehungsvereins im In- und Ausland durch die Distanzbeschulung unterrichtet wurden,
- das Konzept immer weiter verfeinert wurde,
- die Distanzbeschulung eine eigenständige Abteilung des Förderschulverbunds wurde und
- dass weitere Lehrer des Förderschulverbunds in die Arbeit der Distanzbeschulung eingebunden wurden (Stand November 2018: 13 Kollegen).

Über persönliche Kontakte, die im Arbeitskreis Individualpädagogische Maßnahmen e. V. (AIM) geknüpft wurden, wurde 2008 auch Wellenbrecher e. V. auf die Arbeit der Distanzbeschulung aufmerksam. Schon bald

vereinbarte man eine Kooperation und legte die Rahmenbedingungen in einem Kooperationsvertrag fest. Seitdem werden die Jugendlichen, die sich zunächst in Projektmaßnahmen von Wellenbrecher e. V. in Russland befanden, durch die Distanzbeschulung unterrichtet. Im Laufe der Jahre kamen weitere

Länder hinzu, in denen Wellenbrecher e. V. tätig ist: Polen, Lettland, Ungarn, Rumänien, Spanien und Georgien. Gelegentlich erstreckte sich die Kooperation auch auf Projektstellen im Inland. Im aktuellen Kooperationsvertrag ist festgehalten, dass bis zu 45 Jugendliche durch den Förderschulverbund beschult werden.

Wesentliche Elemente des Konzepts

Im Normalfall findet der erste Kontakt der Jugendlichen mit der Distanzbeschulung noch

vor der Abreise in das Projektland statt. Im Rahmen einer Lernstandsermittlung lernt der Jugendliche seinen zuständigen Lehrer kennen, wird er nach seinen

schulischen (und ggf. auch schon beruflichen) Zielen, Vorlieben und Abneigungen befragt, lernt das Konzept der Distanzbeschulung kennen und zeigt in einer weitestgehend stressfreien Situation seine Fähigkeiten in den drei Hauptfächern Deutsch, Englisch und Mathematik. Aus diesen Eindrücken entwickelt der Lehrer dann einen individuellen Plan für die ersten Unterrichtswochen im Projektland. Oft stellt sich bei der Lernstandsermittlung heraus, dass Fertigkeiten wie etwa die Grundrechenarten zwar grundsätzlich vorhanden sind, aber nach Zeiten der Schulabstinenz erst wieder gefestigt werden müssen. Das bietet die Möglichkeit, dem Jugendlichen schnell erste Erfolgserlebnisse zu verschaffen und zu zeigen, dass Schule nicht unbedingt etwas so Negatives sein muss, wie es viele der jungen Menschen für sich erlebt haben. Nach Möglichkeit werden auch die ermittelten Vorlieben berücksichtigt, z. B. ein Interesse für bestimmte geschichtliche Themen wie „Römer“ oder „Ritter“.

Das Prinzip, den Jugendlichen dort abzuholen, wo er sich gerade befindet, wird in der Folge natürlich beibehalten. So kann es sein, dass er in einigen Fächern Unterrichtsinhalte entsprechend der zuletzt besuchten Klassenstufe bearbeitet, in anderen Fächern aber noch Themen wiederholt, die laut Lehrplan schon vor mehreren Jahren erledigt sein sollten. Da das Ziel des angestrebten Schulabschlusses dabei trotzdem im Fokus bleibt, ergeben sich vom Lehrplan abweichende individuelle zeitliche Gewichtungen zwischen den Unterrichtsfächern.

Wie bereits oben ausgeführt, ist es für eine erfolgreiche Arbeit besser, wenn Betreuer und Lehrperson nicht identisch sind. Da der Lehrer des Förderschulverbundes natürlich nicht ständig vor Ort beim Jugendlichen sein kann, um den Unterricht selbst durchzuführen, wird ein sogenannter Lernbegleiter benötigt. Meistens sind dies Deutsch- oder Englischlehrer in den Projektländern. Diese stehen in ständigem Austausch mit dem Lehrer des Förderschulverbundes und dokumentieren ihre Arbeit. Dem Lehrer des Förderschulverbundes fallen in dieser Kooperation folgende Aufgaben zu:

- Sensibilisierung der Lernbegleiter für die besonderen Bedürfnisse der betreuten Jugendlichen
- Beratung der Lernbegleiter in Problemsituationen
- Durchführung von internen Fortbildungen für die Lernbegleiter
- Zusammenstellen und Erstellen individuellen Lernmaterials
- gemeinsames Erstellen einer individuellen Förderplanung mit allen an der Beschulung Beteiligten
- jährlich mindestens zwei Besuche vor Ort
- regelmäßiger Kontakt per Telefon, Mail oder Skype, ggf. auch Skype-Unterricht
- Überwachung der Einhaltung von Lehrplänen und Richtlinien des Landes Nordrhein-Westfalen
- Korrektur von Tests
- ggf. Abnahme von Prüfungen
- das Erstellen von Berichten, Förderplänen und Zeugnissen.

Normalerweise findet Distanzbeschulung im Einzelunterricht statt, manchmal auch in Kleingruppen. In einigen Projektländern war es auch möglich, sobald die Sprachkenntnisse der Jugendlichen es zuließen, diese zusätzlich in den Unterricht der örtlichen Regelschulen zu integrieren. Die enge Beziehung zum Lernbegleiter schafft es meist, das verloren gegangene Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und in das System Schule wiederherzustellen. Zugleich entfallen viele Störfaktoren des nor-

malen Unterrichtsalltags wie Konflikte mit Mitschülern, häufige Lehrerwechsel etc.

Die Beschulung erfolgt in einem Umfang von 8-12 Stunden pro Woche, sofern in der Förderplanung nichts anderes vereinbart wurde. Dies erscheint auf den ersten Blick als sehr wenig, verglichen mit dem Stundenplan eines durchschnittlichen Schülers in Deutschland. Aber die Kombination aus individueller Zuwendung im Einzelunterricht, selbständigen Übungsphasen der Jugendlichen, Auslagerung praktischer Fächer wie Hauswirtschaft und Sport in den Alltag der Projektstelle und reduzierten Ferienzeiten führt bei den meisten Schülern zu gleichwertigen Ergebnissen.

Schulabschlüsse

Die Gleichwertigkeit der Ergebnisse wird im Falle des Bildungsganges Hauptschule durch Prüfungen sichergestellt. Folgende Abschlüsse können in der Distanzbeschulung erreicht werden:

- Hauptschulabschluss nach Klasse 9 (schulinterne Abschlussprüfung in den Fächern Deutsch, Englisch und Mathematik)
- Hauptschulabschluss nach Klasse 10 (Typ A, Teilnahme an den Zentralen Prüfungen (ZP) des Landes Nordrhein-Westfalen in den Fächern Deutsch, Englisch und Mathematik)
- Mittlerer Schulabschluss (Klasse 10 Typ B, Teilnahme an den Zentralen Prüfungen (ZP) des Landes Nordrhein-Westfalen in den Fächern Deutsch, Englisch und Mathematik).

Bei entsprechend guten Leistungen kann mit dem Mittleren Schulabschluss auch die Berechtigung zum Besuch der gymnasialen Oberstufe erreicht werden.

Schüler mit dem Förderschwerpunkt „Lernen“ erhalten mit Ende der allgemeinen Schulpflicht ein Abschlusszeugnis, das ihre individuellen Lernfortschritte beschreibt. Bei entsprechenden Leistungen ist auch die Teilnahme an den Abschlussprüfungen für den Hauptschulabschluss nach Klasse 9 möglich.

Darüber hinaus bietet der Förderschulverbund im Rahmen der Distanzbeschulung nach dem Ende der allgemeinen Schulpflicht auch noch die Teilnahme an einem BQF genannten einjährigen Berufsvorbereitungsjahr in der Sonneck-Schule an. Bei reduzierter Zahl der Unterrichtsstunden und unterrichteten Fächer wird ein großer Schwerpunkt auf ein Praktikum bzw. mehrere Praktika gelegt. Eine typische Aufteilung ist die Beschulung an zwei Tagen und ein Praktikum an drei Tagen pro Woche.

Einsatz von Medien

Anfangs wurde das Unterrichtsmaterial noch ausschließlich per Post an die Lernbegleiter verschickt oder persönlich bei den Besuchen

mitgebracht. Dies war jedoch langsam, unzuverlässig und teuer. Deshalb wurde 2010 mit der Entwicklung eines speziellen Internet-Lernportals begonnen, das seitdem stetig weiterentwickelt wird. Es stellt im Wesentlichen drei Funktionen zur Unterstützung der Arbeit der Distanzbeschulung zur Verfügung:

- schnelle Bereitstellung digitaler Unterrichtsmaterialien durch die Lehrer, für die Lernbegleiter mit jedem Internetbrowser in einem passwortgeschützten Bereich abrufbar
- Sammlung nützlicher Links zu Unterrichtsinhalten, Übungsmaterialien und Online-Aufgaben
- eigens entwickelte Online-Aufgaben.

Den Lernbegleitern werden bei Bedarf ein Arbeits-Notebook und ein Farblaserdrucker für ihre Arbeit zur Verfügung gestellt. Schüler können nach Festlegung in der Förderplanung ebenfalls ein Schüler-Notebook aus einem Pool von derzeit knapp 70 Geräten bekommen.

Wie bereits oben erwähnt, findet teilweise auch Skype-Unterricht durch die Lehrer der Distanzbeschulung statt.

Landessprache und interkulturelle Kompetenz als zusätzliches Plus

Auch, wenn das Erlernen keiner der in aktuellen Projektländern gesprochenen Sprachen zum verbindlichen Lehrplan gehört, unterstützt die Distanzbeschulung nach Möglichkeit die Jugendlichen, die dies wollen, was auf die meisten zutrifft. Neben dem offensichtlichen Vorteil, im Gastland kommunizieren zu können, nehmen sie dann später auch Kenntnisse und Fähigkeiten mit nach Hause, die ihnen in Ausbildung und Beruf nützlich sein können. Erstens sendet eine zusätzliche Fremdsprache auf dem Zeugnis das Signal an potenzielle Arbeitgeber aus, dass der Bewerber mehr als das Allernötigste in seiner Schulzeit gemacht hat. In einigen Fällen könnten genau die erlernte Sprache und das Wissen über die kulturellen Gepflogenheiten des Gastlandes wichtig für die geschäftlichen Beziehungen sein. Darüber hinaus wird im Wirtschaftsleben immer mehr Wert auf Auslandserfahrung gelegt. Insgesamt sind dies Vorteile, die in einem Bewerbungsprozess den entscheidenden Ausschlag geben können.

Qualitätssicherung und -entwicklung

Das Kollegium der Distanzbeschulung zeichnet sich durch einen vielfältigen Erfahrungsschatz aus, der in Fachgesprächen, kollegialen Praxisberatungen und den wöchentlichen Dienstbesprechungen untereinander geteilt wird. Darüber hinaus findet jährlich eine mehrtägige Klausurtagung statt, bei der vor allem konzeptionelle Arbeit geleistet wird. Der Neukirchener Erziehungsverein unter-

stützt und fördert die Teilnahme seiner Mitarbeiter an Fortbildungen in vielfältiger Weise. Das erstreckt sich sowohl auf die eigene Fortbildungsakademie als auch auf Angebote externer Anbieter. Die Lehrer wiederum schulen die Lernbegleiter bei ihren Besuchen vor Ort und bieten alle zwei Jahre eine Fortbildung in Deutschland mit internen und externen Referenten an, zu der alle Lernbegleiter eingeladen sind.

Außerdem wird ein intensiver Austausch mit den anderen Abteilungen des Förderschulverbundes im Neukirchener Erziehungsverein, den Kooperationspartnern wie z. B. Wellenbrecher e. V. und dem AIM gepflegt.

Und nicht zuletzt ist die Distanzbeschulung wie alle Arbeitsbereiche und Abteilungen fest in das etablierte Qualitätsmanagement des Neukirchener Erziehungsvereins eingebunden.

Abschließend
kann man festhalten, dass die Distanzbeschulung ein Erfolgsmodell ist. Viele der Jugendlichen in den betreuten Projektmaßnahmen, die vorher durch Schulabstinenz aufgefallen sind, haben Schulabschlüsse erreicht. Einige haben nach ihrer Rückkehr sogar erfolgreich weiterführende Schulen besucht.

Genauso, wie sich individualpädagogische Maßnahmen ihre Akzeptanz bei den Kostenträgern erarbeitet haben, ist für die meisten Jugendämter eine solche Maßnahme ohne die Verzahnung mit einem schulischen Angebot für die Jugendlichen kaum mehr denkbar.

Kirill Mikhailov, Wladimir Süss

Zur Bedeutung von Reiseprojekten im Rahmen der Individualpädagogik

Individuelle Betreuung in der freien Natur als pädagogisches Mittel

Zur Korrektur von sozial auffälligem und aggressivem Verhalten bei Jugendlichen kann eine betreute Reise mit längerem Aufenthalt in der freien Natur, fern der Zivilisation, sehr effektiv und hilfreich sein. Im Alter zwischen 12 und 17 Jahren ist ein junger Mensch besonders stark durch sein Umfeld beeinflussbar, seine Ansichten sind im Entstehungsprozess, und er sucht verstärkt nach Maßstäben, an denen er sich orientieren kann. Ein urbanes Milieu sowie negative Einflussnahmen durch einen bestimmten Freundes- und Bekanntenkreis oder auch bestimmte Bereiche im Internet bieten indes eher schlechte Vorbilder. Bei einem Reiseprojekt, wie wir es hier vorstellen, werden die Heranwachsenden aus ihrem Lebensraum im wahrsten Sinne des Wortes „herausgerissen" – und damit auch aus der Peergroup der Großstädte, wo die „Gesetze des Rudels" herrschen. Stattdessen sehen sie sich in der ursprünglichen Landschaft gänzlich anderen Bedingungen ausgesetzt, die sich maximal vom Gewohnten unterscheiden und an die sie sich anzupassen gezwungen sind.

Am wirksamsten ist es, wenn die Reise am Anfang des Projektes durchgeführt wird. Dabei spielt die Persönlichkeit der begleitenden pädagogischen Fachkraft eine nicht unerhebliche Rolle. Sie kann entscheidenden Anteil daran haben, dass sich Jugendliche in ihrer neuen, völlig unbekannten Situation an der erwachsenen Begleitung orientieren müssen und oft auch gezwungen sind, sich von ihrer besten Seite zu zeigen. Gleichzeitg können positive Entwicklungen entstehen, die auf Dauer zu Verhaltensänderungen führen.

Vorteile einer begleiteten Reise

1. Unabhängig von sonstigen Gewohnheiten treten Probleme, die hinter den Verhaltensauffälligkeiten stecken, deutlicher zutage, da der Jugendliche sie nicht mithilfe üblicher

Strategien überdecken kann. Sich einfach nur durchzusetzen oder Freunde zu Hilfe zu holen, ist nicht möglich; der Betreute ist vollständig von seinem Begleiter abhängig, seinem einzigen „Freund“, der die Verbindung zur Außenwelt darstellt. Ob er will oder nicht, muss der Jugendliche mit dem Betreuer kooperieren, sich ihm gegenüber öffnen und ihn als Gesprächspartner akzeptieren. Nach und nach lassen sich dann bestimmte und zuvor relativ festgefahrene negative Verhaltensweisen, die der Jugendliche für effektiv hielt, korrigieren. Zugleich offenbart sich in den meisten Fällen der eigentliche Kern – sozusagen das innerste Wesen – bestimmter Charakteigenschaften.

2. Weil Betreuer und Betreuter Tag und Nacht zusammen sind und alle Tätigkeiten gemeinsam verrichten, befindet sich der betreute Jugendliche stets unter Beobachtung des pädagogischen Begleiters. Der einzige Ort, wo der Heranwachsende einmal für sich sein kann und den niemand ohne seine Erlaubnis betreten darf, ist sein Zelt.

Diese ständige Nähe ist aber auch für den Betreuer psychisch oft belastend, denn er muss sich stets seiner strukturierenden Rolle bewusst sein, sich also durchgehend um nachvollziehbares Verhalten bemühen. Der Jugendliche wird vieles von dem ihm Vorgelebten annehmen, nachahmen oder kopieren können – so auch in Krisen- und Konfliktsituationen.

3. Ein weiteres wichtiges Kriterium der Reise und von psychologischer Bedeutung ist die Auswahl des jeweiligen Standorts. In der Regel befindet der sich an einem schönen Platz in der Natur, ausgezeichnet mit wohltuender Atmosphäre und positiver Energie. Gecampt wird zum Beispiel an der frischen Luft einer Kiefernheide. Hier zeigt sich bald ein sichtbarer Relax- und Kureffekt. Der Jugendliche „coolt down“, stellt sich auf die Rhythmen der Natur ein und gewöhnt sich daran, nicht nach der Uhrzeit, sondern nach dem Stand der Sonne zu leben. Sie gibt die Tagesordnung vor, denn Elektrizität steht nicht zur Verfügung.

4. Aufgrund der bewegungsintensiven Bestandteile der Reise zeigt sich ebenso deutlich auch eine physiologische Wirkung. Nicht selten sind die Jugendlichen zu Beginn des Projektes in einer schlechten körperlichen

Verfassung. Abhängig von ihrer Fitness wird die Intensität von Aufgaben und Aktivitäten ausgewählt. Sie bestehen z.B. aus langen Spaziergängen, aber auch aus alltäglichen Verrichtungen wie Holz sammeln, Feuer machen, Trinkwasser holen oder Früchte und andere Lebensmittel, die die Natur bereithält, sammeln und pflücken. In der Folge verlieren sowohl der Betreuer als auch der Betreute während der fünf Monate des Projektes ca. sechs bis acht Kilo an Gewicht.

5. Nach und nach kommen sich der Begleiter und der Jugendliche sehr nahe, ihr Zusammensein allein in der freien Natur befördert Ehrlichkeit und Offenherzigkeit, etwa am abendlichen Lagerfeuer. Der Heranwachsende beginnt, dem Betreuer Geheimnisse anzuvertrauen, oder er erzählt ihm seine Geschichte, warum er am Projekt teilnimmt.

Wenn der junge Mensch richtig Vertrauen gefasst hat, hört er dem Betreuer eher zu und lässt sich auch Ratschläge erteilen. Die Bereitschaft, sich anzuvertrauen, wird sicherlich noch in besonderen Stresssituationen gefördert, etwa, wenn man sich weit weg vom Lager in einen fremden Wald befindet, in einen starken Regen gerät oder, was noch schlimmer ist, in der Nacht plötzlich einen Friedhof betreten muss. Solche Erlebnisse schweißen zusammen, die beiden Beteiligten haben nun eine gemeinsame Geschichte und werden unter Umständen Freunde.

6. Im Zuge des Reiseprojektes entwickeln sich deutlich bestimmte Fertigkeiten des Jugendlichen. Zudem wird er angeregt, über sich selbst und seine Zukunft nachzudenken, die Folgen vergangener Handlungen zu reflektieren und aus Fehlern zu lernen. Wenn er etwa am Abend vergessen hat, seine Sachen von der Leine zu nehmen, und es regnet in der Nacht, bedeutet dies, dass er morgens keine trockene Kleidung hat.

7. Die lange Reise an unbekannte Orte mit ihren eindrucksvollen Erlebnissen und ungewöhnlichen Erfahrungen – das ist für den Jugendlichen ganz neu, denn von alleine hätte er so etwas niemals unternommen. Das Abenteuer wird für immer in seinem Gedächtnis bleiben.

8. Oft ergreift der Jugendliche morgens beim Frühstück die Initiative, plant zum Beispiel, mit dem Rauchen aufzuhören und bittet den Betreuer, ihm dabei zu helfen. In der Natur ist sein Kopf wie befreit, er tritt aus den Zwängen des Stadtlebens heraus, macht sich zum Beispiel nicht länger Sorgen um Streitereien mit Gleichaltrigen oder, dass er von Mitschülern gemobbt wird usw.

9. Jeder Mensch, der längere Zeit weit weg von zu Hause in der Einsamkeit lebt, verän-

dert sich, ob er will oder nicht. Besonders Jugendliche, die noch keine festen Ansichten herausgebildet haben, werden angeregt, Prioritäten für ihr Leben neu zu setzen.

10. Nicht zuletzt erlebt der Jugendliche einen großen Erfolg, und er lernt, eine Menge von Schwierigkeiten zu überwinden. Von den Reiseabenteuern kann er später den Altersgenossen stolz berichten und sogar andere beraten, die etwa eine Radtour oder eine Wanderung planen.

Ein beispielhafter und ausführlicher Erfahrungsbericht über ein Reiseprojekt mit einem Jugendlichen findet sich unter der Rubrik „Projekte in der Praxis“ ab Seite 88.

Michael Karkuth im Interview

Auslandsprojekte – Jugendliche zwischen Isolation und Geborgenheit, Abbruch und Aufbau

Wellenbrecher ist einer der größten Anbieter von Auslandsprojekten im Land NRW. Diese Art von Hilfen wird qua Gesetz nur in den Fällen von den Jugendämtern initiiert, wenn keine adäquate Möglichkeit der Durchführung im Inland gegeben ist. Entsprechend gravierend müssen die Probleme der betroffenen Jugendlichen sein, damit solche Maßnahmen zum Tragen kommen.

Die vergleichsweise radikale Herauslösung aus der gewohnten Lebenswelt und dem bisherigen Sozialraum gehört ebenso zum Hilfeangebot wie die temporäre Schaffung einer ungewohnten neuen – vorzugsweise reizarmen – Umgebung im Ausland. Dabei gerät die eigene Sprache als Kommunikationsmedium zunächst in den Hintergrund, so dass nonverbale Kommunikationsstrategien notwendig werden.

Im folgenden dazu ein Interview, das Martin Lanfersiek (Abteilung Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation bei Wellenbrecher), mit Michael Karkuth (Wellenbrecher-Bereichsleiter für Erzieherische Hilfen im Ausland), geführt hat.

Martin Lanfersiek (ipb): *Wie ist deiner Meinung nach der Versuch zu bewerten, Jugendliche aus ihrer gewohnten sozialen Umgebung herauszunehmen und – ganz bewusst – relativ isoliert im Ausland in reizarmen Settings unterzubringen und zu betreuen? Ist damit eine Herausnahme aus einer Gemeinschaft intendiert – geht das überhaupt? Schließlich befinden sie sich ja bei der Gastfamilie in einer anderen, völlig unbekannten und neuen Gemeinschaft?*

Michael Karkuth: Die Jugendlichen bewusst aus ihrem sozialen Umfeld herauszunehmen und in einer erzieherischen Hilfe im Ausland unterzubringen, macht Sinn, da sie durch ihre Verhaltensweisen und ihre Biographien ziemlich mit dem Rücken an der Wand stehen und es in der Regel keine adäquaten Hilfsangebote mehr in Deutschland gibt.

Martin Lanfersiek: *Kann man damit sagen, dass die Jugendlichen also quasi an der Gesellschaft in Deutschland gescheitert sind – oder die Gesellschaft an den Jugendlichen?*

Michael Karkuth: Die Gesellschaft an den Jugendlichen, glaube ich eher. Also, es macht wenig Sinn, junge Menschen in irgendwelche Formen hineinzupressen, die nicht passend und damit zum Scheitern verurteilt sind. Das hat man relativ häufig bei Jugendlichen, die für erzieherische Hilfen im Ausland angefragt werden, dass in deren Biographie unzählige Abbrüche stattgefunden haben, weil immer das gleiche Schema läuft. Es ist nicht die richtige Hilfe, aber man hat keine andere. Man probiert aus, und die Jugendlichen scheitern erneut, so dass es durchaus zwischen 10 und 20 Abbrüche in verschiedenen Institutionen und Einrichtungen gab.

Martin Lanfersiek: *Und die Konsequenz, die hier dann als Hilfe angeboten wird, ist das Herausnehmen der Jugendlichen aus den üblichen Lebenszusammenhängen?*

Michael Karkuth: Auf der einen Seite: ja. Auf der anderen Seite ist es aber auch ein Cut, ein Neuanfang und natürlich auch die Möglichkeit, die Jugendlichen erst einmal aus dem schädigenden Umfeld herauszunehmen, sei es aus der Familie, dem sonstigen sozialen Umfeld oder der schädigenden Peer Group, von der Gefahr ausgeht.

Martin Lanfersiek: *Nun kommen die Jugendlichen ja nicht einfach nur in einen luftleeren Raum. Das heißt also, sie werden ja wieder mit gesellschaftlichen Erwartungen und Gemeinschaft konfrontiert, aber in einer anderen Art und Weise.*

Michael Karkuth: Das hängt immer vom Einzelfall ab. Der Klassiker ist wirklich: Ein Jugendlicher, männlich, mit einem männlichen Betreuer in einer Hütte im Wald und 30 km im Umkreis kein Nachbar. Dann reden wir weniger von Gemeinschaft, sondern eher von der klassischen 1:1-Situation. Aber es gibt auch Jugendliche, die in familiäre Settings kommen oder sogar in großfamiliäre Settings. Und ja, das ist eine andere Gemeinschaft, aber dennoch ist vieles ähnlich und trotzdem alles anders. Es fehlt den Jugendlichen im Ausland die Sprache, es fehlt die Kultur, und die Beziehungsaufnahme gestaltet sich ganz anders als in den vorhandenen Strukturen in Deutschland.

Martin Lanfersiek: *Das heißt also, es handelt sich um einen Strukturbruch, der auch so angestrebt ist.*

Michael Karkuth: Genau. Es ist ein Strukturbruch, den wir pädagogisch nutzen, um praktisch im Kulturschock die Reset-Taste zu drücken und neu anzufangen.

Martin Lanfersiek: *Das beinhaltet natürlich auch einen hohen Anspruch, nicht wahr? Eine Reset-Taste drücken, neu anzufangen, ist eine schwierige An-*

gelegenheit. Denn man kann eine Biographie ja nicht einfach abschalten. Die wird immer im Hintergrund wirksam sein, und trotzdem kann man jemanden mit einer neuen Situation konfrontieren, die für ihn so neu ist, dass sie auch furchterregend wirkt und verunsichert.

Michael Karkuth: Es ist auch ganz oft so, dass die Situation in den ersten Tagen und Wochen für Verunsicherung sorgt. Aber gerade das ist ja ein Stück weit auch gewünscht. Natürlich nicht so, dass wir den Jugendlichen so verunsichem, dass da irgendwelche Gefahren auf ihn zukommen. Es geht hier vielmehr darum, den Strukturbruch zu nutzen, um in Beziehung zu treten mit dem Betreuungssystem vor Ort – egal, ob es nur ein Betreuer oder eine Familie bzw. Großfamilie ist – und einfach von vorne anzufangen. Die Biographie schwingt natürlich immer mit. Aber unsere Erfahrungen an der Stelle sind, dass die Jugendlichen erst einmal in eine große Anpassungsleistung gehen und funktionieren wollen, Normalität erleben wollen. Ganz anders als vorher in dem System in Deutschland.

Martin Lanfersiek: *Ist es das, was Matthias Witte in seinem Phasenmodell mit Delegitimation bezeichnet?*

Michael Karkuth: Genau.

Martin Lanfersiek: *Das heißt, die üblichen Normen und die üblichen Gewohnheiten funktionieren nicht mehr und werden systematisch auch gebrochen.*

Michael Karkuth: Genau darum geht´s. Neu anzufangen und alles, was vorhanden war im Vorfeld, möglichst hinter sich zu lassen. Alle Strategien, die den Jugendlichen (auch) das Überleben gesichert haben oder zu seinen Zielen geführt haben, funktionieren so nicht, und damit sind wir bei Matthias Witte in der Delegitimationsphase.

Martin Lanfersiek: *Delegitimation ist das Eine. Es ist natürlich auch so, jedenfalls mir geht das oft durch den Kopf, dass natürlich diese Verunsicherung auch wirklich Angst auslösen kann bei den Jugendlichen. Was tut man damit, was macht man dagegen, wenn man etwas dagegen machen will? Ich stelle mir das schwierig vor für einen 16- oder 17-jährigen, manchmal sogar nur 15- oder 14-jährigen. Schon ins Ausland zu kommen, ist eine Sache, die viele Eltern, glaube ich, ziemlich problematisch finden. Und ich stelle es mir auch wirklich schwierig vor, dass so ein junger Mensch – selbst, wenn er schon einiges auf dem Kerbholz hat – dann damit fertig wird. Wie kann das gehen?*

Michael Karkuth: Es ist unterschiedlich. In der Regel ist es ja so, dass es in den ersten Tagen, in den ersten Wochen dazu kommt, dass die Jugendlichen ganz oft mit dem Gedanken spielen, solch eine Maßnahme auch

wieder abzubrechen. Das legt sich aber nach ein oder zwei Wochen wieder, weil das Neue, das Unbekannte gar nicht mehr so neu ist und sie auf der anderen Seite auch ganz oft mitbekommen, dass der ganze Stress, der vorher im alltäglichen Leben auf sie eingeprasselt ist – von täglichen Polizeikontakten, Prostitution, Drogenkonsum bis hin zu Gewalt – überhaupt nicht mehr da ist und sie auch zur Ruhe kommen, innehalten und Luft holen können. Das führt dann dazu, dass sie sich relativ schnell auf das Neue einlassen können. Sie erleben es sehr positiv. Sie erleben, dass es erst einmal ein sicherer Ort ist, wo keine Gefahr droht und sie sich dann relativ schnell auf das Betreuungsangebot einlassen können.

Martin Lanfersiek: *Ich denke, dass das so, wie du das sagst, auch genau der springende Punkt ist. Denn meine Überlegung ging natürlich immer davon aus, dass jemand aus einer behüteten Situation kommt und dann in eine völlig neue Situation mit biographischem Bruch gestoßen wird. Der hätte wirklich Angst und das natürlich auch zu recht. Aber jemand, der aus einer von Dir beschriebenen Situation mit Prostitution, Polizei und Gewalt herausgenommen wird, der hat ganz andere Voraussetzungen und Bedingungen dafür.*

Michael Karkuth: Ja, für die wird dieses Setting relativ schnell als sicher und sehr stabil geschätzt, und die nehmen das dann auch dankend an, bleiben erst einmal in der Anpassung, wollen sich auch anders darstellen als im bisherigen Verlauf ihrer Biographie. Das gelingt natürlich nicht immer alles auf Anhieb, sonst wären diese Maßnahmen ja schon recht erfolgreich binnen kurzer Zeit. Aber letztendlich geht es erst einmal darum, den Jugendlichen ein stabiles Umfeld und Sicherheit zu bieten, einen sicheren Rahmen, um dann mit ihnen in die Aufarbeitung zu gehen.

Martin Lanfersiek: *Was muss denn passieren, oder was sind denn die Stellschrauben dafür, dass das dann aufgearbeitet werden kann? Gibt es da irgendwelche, die man eindeutig benennen kann?*

Michael Karkuth: Da ist Wellenbrecher mit seinen Angeboten zum Großteil noch einmal sehr speziell, weil wir einer der wenigen Träger sind, die sich vom Konzept dafür entschieden haben, mit den Jugendlichen auch in nicht deutschsprachigen Settings zu arbeiten, weil wir die Erfahrung gemacht haben, dass gerade am Anfang Nichtsprachlichkeit ein hoher Wirkfaktor ist für die Qualität der Beziehungsaufnahme. Der Jugendliche bekommt relativ schnell mit, dass er auch verbal mit Strate-

gien, mit Beschimpfungen nicht weiterkommt. Und er merkt sehr schnell, dass er total auf sein Gegenüber angewiesen ist. Von daher hat die Beziehungsaufnahme an der Stelle eine andere Qualität. Für die Aufarbeitung ist das Ganze ein bisschen hinderlich. Die Jugendlichen lernen aufgrund der Nichtsprachlichkeit des Betreuungssystems innerhalb kürzester Zeit die Landessprache. Nach sechs Monaten sind sie schon fantastisch dabei, so dass sie sich frei bewegen und verständigen können. Trotzdem reicht dieser Sprachgewinn nicht, um mit dem Betreuer auf hohem Niveau in einen Austausch zu kommen. Wellenbrecher hat sich konzeptionell dafür entschieden und wirkt dem entgegen. Wir haben deutschsprachige Koordinationen vor Ort, die die Jugendlichen in der Regel einmal die Woche sehen, bis auf ein oder zwei Länder, wo die Sequenzen länger sind, weil die Entfernungen größer sind. Dort wird mit den Jugendlichen die Aufarbeitung begleitet inklusive einem ständigen Austausch mit dem Betreuer, so dass Situationen adäquat aufgefangen werden können.

Martin Lanfersiek: *Das ist jetzt der Faktor der Sprache, sicher einer der wichtigsten mit. Gibt es noch andere Faktoren – ich denke z.B. daran, was für die Individualpädagogen immer im Zentrum steht: Bindungen? Bindungen zu Betreuern etwa?*

Michael Karkuth: Ich habe ja schon gesagt, dass aufgrund der Nichtsprachlichkeit der Bindungsaufbau oder der Beziehungsaufbau auch eine andere Qualität hat als die, bei der schon bei kleinsten Anlässen mein Gegenüber beschimpft oder in den Wahnsinn getrieben wird. Von daher machen wir die Erfahrung, dass diese Beziehung zwischen Betreuer und Jugendlichem eine sehr gefestigte ist, die im Nachhinein sehr viel Rückhalt und Stabilität ergibt.

Martin Lanfersiek: *Ist das denn die Regel, oder ist das nur in manchen Fällen so?*

Michael Karkuth: Das ist im Einzelfall zu betrachten. Da reicht die Palette von … bis … Je nach Störungsbild des Betreuten gibt es auch Jugendliche, die frühkindliche Bindungsstörungen haben, die so manifestiert sind, dass Beziehungen sowieso nicht im Vordergrund stehen, weil sie das gar nicht aushalten und da vom Konzept auch noch einmal anders gearbeitet wird.

Martin Lanfersiek: *Ich würde gern noch einmal speziell auf die gesellschaftlichen und kulturellen Faktoren eingehen. Natürlich spielen die eine Rolle. Aber gibt es da irgendwelche Einschätzungen oder Erfahrungen, inwieweit diese eine Bedeutung haben?*

Michael Karkuth: Ich denke, dass die gesellschaftlichen und kulturellen Faktoren in Be-

zug auf die erzieherischen Hilfen im Ausland eine ähnliche Rolle spielen wie bei allen anderen Auslandsaufenthalten, z.B., wenn Schüler die Klasse 11 in England absolvieren oder Studenten Auslandssemester an Universitäten im Ausland machen. Soziale Bildung spielt eine große Rolle und erweitert das persönliche Portfolio der Jugendlichen, indem sie sich auf andere Kulturen einlassen können. Das ist immer eine Bereicherung, die sie stark beeinflusst und die ihnen eine ganze Menge gibt.

Martin Lanfersiek: *Wir haben ja auch Beispiele direkt vor Augen geführt bekommen, wo betreute Jugendliche Präsentationen vor Publikum in der Landessprache durchgeführt haben. Gibt es in den Ländern denn noch Unterschiede? Lernt man in dem einen Land mehr und in dem anderen weniger, oder kann man das so nicht sagen?*

Michael Karkuth: Ich denke, dass kann man so nicht sagen. Das hängt letztendlich immer ein Stückweit von dem Jugendlichen ab, wieviel Interesse er zeigt und welche Voraussetzungen er hat. Gefördert wird dieses in allen Ländern.

Martin Lanfersiek: *Die Maßnahmen beinhalten also quasi auch einen Bildungsaspekt ...*

Michael Karkuth: Auf alle Fälle! Das ist einer der größten Wirkfaktoren neben der Beziehung in dem Projekt: Soziale Bildung, das Kennenlernen von anderen Kulturen, das Sich-darauf-einlassen, was den Horizont erweitert und die Jugendlichen ein ganzes Stück nach vorne bringt.

Martin Lanfersiek: *Es gibt immer wieder Stimmen, die unterstellen, dass Jugendliche in diesen Projekten abgeschoben und die Probleme damit outgesourced werden.*

Michael Karkuth: An der Stelle muss man deutlich sagen, dass alle Projekte für die Jugendlichen freiwillig sind, sie darauf vorbereitet werden, soweit man sie überhaupt theoretisch darauf vorbereiten kann. Der Sprung ins Ausland ist in der Realität natürlich immer noch ein anderer. Aber sie werden auch dort immer an die Hand genommen und begleitet.

Die Jugendlichen haben eine deutschsprachige Koordination und darüber hinaus auch deutschsprachige Lehrer, die sie mehrfach in der Woche treffen, das heißt also, dass die deutsche Sprache nicht vollkommen ausgeblendet wird. Es gibt darüber hinaus natürlich auch Telefon- und Video-Kontakte zu dem Hauptkoordinator in Deutschland, so dass ein Stück weit einfach auch deutsche Sprache und die Möglichkeit, sich auszutauschen, zu beschweren oder Dinge zu besprechen gegeben sind.

Martin Lanfersiek: *Da kommen ja eine ganze Menge Sachen zusammen. Das bedeutet ja*

auch einen größeren Aufwand, wenn man sich das vorstellt: Es gibt eine Eingangsdiagnostik für Auslandsmaßnahmen durch die Kinder- und Jugendpsychiatrie. Dann gibt es die Vor-Ort-Koordination, die wir im Ausland haben und die Koordination aus Deutschland. Außerdem die Distanzbeschulung, die angeboten wird. Das ist natürlich ein ziemlich hoher Aufwand, und da wird ja oft auch kritisiert, dass die Kosten solcher Maßnahmen immens sind. Aber die wichtigste Frage ist ja nicht nur, wie teuer so etwas ist, sondern was es bringt – ob das gesellschaftlich vernünftig ist oder nicht.

Michael Karkuth: Also – zum einen bringt das eine ganze Menge. Wir sind im Ausland seit 25 Jahren unterwegs und haben hunderte von Jugendlichen betreut – und das auch sehr erfolgreich. Und zum anderen, dieses alte Argument, Auslandsmaßnahmen seien extrem teuer, trifft überhaupt nicht zu. Wir reden von Jugendlichen, die hier in Deutschland in Intensivgruppen waren, die geschlossen waren, pädagogisch oder auch in der Psychiatrie untergebracht, wo durchaus Tagessätze von 300 Euro und mehr angesagt sind. Und an der Stelle ist eine erzieherische Hilfe, die eine 1:1-Betreuung mit den tangierenden Rundum-Hilfen für 210 Euro beinhaltet, nicht explizit teuer. Nach wie vor ist

es so, dass nach einem halben Jahr die Fortschreibung zur Hilfeplanung vor Ort erfolgt mit allen Beteiligten. Waren die Verhältnisse der Jugendlichen zuvor zu Eltern, Sorgeberechtigten und allen helfenden Systemen sehr angespannt, Gespräche aufgrund des fehlenden Vertrauens eigentlich kaum möglich, entzogen sie sich und reagierten aggressiv, sind sie jetzt nicht mehr wiederzuerkennen. Sie wirken „runtergefahren", sie stehen zum ersten Mal seit langer Zeit mit beiden Beinen – bildlich gesprochen – auf dem Boden, sind gut geerdet, stabil und in der Lage, auch kritische Gesprächsinhalte auszuhalten, sich einzubringen und über ihren Weg zu reden.

Martin Lanfersiek: *Das klingt jetzt alles sehr sehr positiv, aber wir haben ja durchaus auch die kritischen Punkte angesprochen. Ich hatte als jemand aus der Öffentlichkeitsarbeit öfter damit zu tun, dass Jugendliche Abitur machten, die vorher im Ausland waren, oder sie studierten oder arbeiteten zum Teil sogar bei Wellenbrecher und wurden als Erwachsene ausgebildete Erzieher über die ganz normalen Bildungswege. Das sind natürlich hervorragende Ergebnisse, wenngleich so etwas natürlich auch nicht immer vorkommt.*

Michael Karkuth: Natürlich sind die erzieherischen Hilfen kein Wunderheilmittel

gegen alles, sondern ein Hilfeangebot aus der breiten Palette der deutschen Jugendhilfe. Schule ist noch einmal ein gutes Thema: Schulverweigerung ist ein Indikator, den fast alle Jugendlichen bei uns mitbringen und die teilweise über Jahre keine Schule von innen gesehen haben. Das hat nichts mit Intelligenz zu tun, sondern ist einfach zurückzuführen auf ihre Verhaltensweisen und den Umgang der Gesellschaft damit – auch der Gemeinschaft „Schule". Die Jugendlichen haben bei uns die Möglichkeit, im Einzelunterricht über die Distanzbeschulung innerhalb kürzester Zeit viel aufzuholen und Schulabschlüsse zu machen bis zur mittleren Reife. Das sind die ganz normalen zentralen Prüfungen, die abgenommen werden, und das machen die Jungen und Mädchen sehr erfolgreich.

Wir haben jedes Jahr 15 Abschlüsse, davon mehrere im Bereich der mittleren Reife, teilweise mit Qualifikation. Und Schule ist nach außen ja auch immer ein Zeichen dafür, dass es dann gut läuft. Denn wer sich auf Schule konzentrieren kann, den Kopf frei hat, Leistungen zu bringen, die normal erwartet werden, dem geht´s gut und der steht im Leben und nicht am Rande. Das ist für mich auch ein Indikator dafür, dass das mit den erzieherischen Hilfen nicht ganz so verkehrt sein kann.

Martin Lanfersiek: *Soweit die ganz positiven Auswirkungen. Ich weiß aber auch, dass wir immer noch mit gewissen Problemen zu kämpfen haben, wenngleich die auch weniger mit den Maßnahmen selbst zu tun haben, nämlich mit den Problemen, die auftreten, wenn die Jugendlichen wieder zurückkommen in ihre alten Peer Groups und vielleicht auch wieder in ihre alten Verhaltensgewohnheiten verfallen. Wellenbrecher hat sich ja auch einige Gedanken dazu gemacht, wie man das auffangen kann. Wie siehst du das?*

Michael Karkuth: Es ist wirklich so, dass die Jugendlichen in den erzieherischen Hilfen im Ausland immens erfolgreich sind, dass aber – wenn die Maßnahmen ihrem Ende entgegen gehen – ganz oft mit Erreichen der Volljährigkeit der zweite Strukturbruch im Rahmen der Rückkehr für die Jugendlichen schwieriger ist als der erste, der ja bedeutete: „Ich gehe aus Deutschland ins Ausland." Deutschland ist für sie eher angstbesetzt. Die Jugendlichen wissen schon noch, dass die Zeit in Deutschland nicht gut gelaufen ist, dass sie ständig Stress mit Institutionen, mit Polizei, mit Strafverfolgung, Drogenkonsum, also der ganzen Palette hatten, und dass das dann im Ausland nicht mehr der Fall war. Sie tun sich schwer mit der Rückkehr und einer neuen, realistischen Perspektivbildung.

Wellenbrecher hat sich an der Stelle vor gut vier Jahren entschlossen, ein Transfermodell zu entwickeln, das bei uns „Die Drehscheibe“ heißt, wo die Jugendlichen im letzten Jahr, in den letzten neun Monaten ihres Auslandsaufenthaltes zu fünf Blöcken á eine Woche in ein Gruppen-Setting nach Castrop-Rauxel kommen. Dort treffen sie auf andere Jugendliche, die sich nicht unbedingt kennen. Sie kommen aus verschiedenen Ländern, Jungen wie Mädchen. Was sie gleich macht ist, dass sie alle eine eigene schwierige Biographie haben und eine gewisse Zeit in Projekten im Ausland verbrachten.

Wir haben uns dafür entschieden, weil wir glauben, dass – wenn ich einen geschützten Rahmen biete und die Jugendlichen die Möglichkeit haben, fünf Mal innerhalb von neun Monaten nach Deutschland zu kommen – sich der Anpassungsprozess an Deutschland anders gestaltet, der Strukturbruch heruntergebrochen wird in viele kleinere Brüche, die überschaubar und ein Stück weit kontrollierbarer sind.

Der zweite Aspekt ist, dass die Jugendlichen in einer Gemeinschaft mit maximal fünf Personen in diesen Wochen – pädagogisch begleitet – die Möglichkeit haben, „Gruppe“ auszuprobieren. Denn ein weiteres Merkmal neben der Schulverweigerung ist eigentlich immer, dass die Jugendlichen als nicht gruppenfähig beschrieben werden. Und nach wie vor sind auch welche dabei, die nicht wirklich Teamspieler sind. Trotzdem erhalten sie in einem pädagogisch begleiteten Rahmen die Möglichkeit, sich in der Gruppe noch einmal auszuprobieren, weil sie es nach der Rückkehr – egal, was sie machen werden – in Gruppen tun. Und sie müssen auch da ihre Rolle und einen normalen Umgang finden, sei es, dass sie weiter zur Schule gehen oder eine Ausbildung machen – all´das findet eher in sozialen Gruppen statt.

Der dritte Faktor ist, dass es bestimmte Themen gibt, die wir im Ausland nicht gut bearbeiten können. Es geht meist um den Bereich des Gewinns von Sozialkompetenz. Das sind zum Beispiel die Fragen: Wenn ich eine eigene Wohnung bekomme mit Verselbständigung – wo muss ich hin, wie eröffne ich ein Konto, und welche Anträge muss ich bei welchen Behörden stellen? Solche Dinge kann man im Ausland nicht beantworten, weil es dort eigene Spielregeln gibt.

Und das Ganze haben wir auch noch über drei Jahre wissenschaftlich begleiten lassen durch die Universität zu Köln. Diese wissenschaftliche Begleitung ist jetzt gerade ausgelaufen Ende des Monats. Die Ergebnisse haben uns bis auf wenige Nuancen eigentlich so bestä-

tigt. Wir erhoffen uns – und das ist auch die Rückmeldung, die wir von den Jugendlichen, die „Die Drehscheibe“ durchlaufen haben, bekamen –, dass diese Transfermethode eine gute ist und die Übergänge besser gestaltet.

Martin Lanfersiek: *Wie sieht das aus mit der Nachhaltigkeit? Lässt sich dazu etwas sagen?*

Michael Karkuth: Die Erfahrungen, die wir gemacht haben, zeigen, dass die Jugendlichen mit rund 18 Jahren nach wie vor mit vielen Dingen überfordert werden. Sei es, dass logischerweise aus Sicht der Jugendhilfe eine Verselbständigung ansteht. Sei es, dass der Druck durch die zuständigen Jugendämter erhöht wird insofern, als die Maßnahmen jetzt auch irgendwann beendet werden müssen. Das Ganze in Kombination mit der Erwartung „Ich muss eine Ausbildung machen oder zur Schule gehen und einen weiteren Abschluss erlangen.“ Dadurch kommen die Jugendlichen ganz oft in eine Überforderungssituation, die dazu führt, dass es im Hilfeverlauf noch einmal richtig holpern und stolpern kann und es sogar noch zu Abbrüchen kommt. Die Erfahrung hat gezeigt, dass trotzdem das Ganze, was positiv erreicht worden ist im Ausland, bei den Jugendlichen nicht weg ist. Es ist da, und sie greifen darauf zurück. Viele von ihnen sind „Stehauf-Männchen“ und machen dann irgendwann weiter. Wichtig für die Gesellschaft ist nicht der Stand zum 18. oder 19. vollendeten Lebensjahr, sondern, wo sie mit 25, 30 oder 35 Jahren im Leben stehen. Es gibt erste Langzeitstudien, an denen wir uns auch beteiligen. Dies setzt aber voraus, dass auch Mittel und Personalmöglichkeiten freigesetzt werden, um den Kontakt zu den Jugendlichen zu halten, um kontinuierlich – wenn auch nicht täglich – in Kontakt zu bleiben und ihren Weg weiter zu verfolgen. Wichtig aus meiner Sicht ist, was ja schon seit mehreren Jahren auch in Deutschland erfreulicherweise stattfindet, die „Careleaver“-Diskussion. Ich glaube, dass die Gesellschaft gut daran täte, den auch jetzt schon praktikablen Rahmen, den unser großartiges Kinder- und Jugendhilfegesetz bietet, voll auszuschöpfen. Den Jugendlichen stehen Hilfen bis zum 27. Lebensjahr zu, und ich glaube, dass es für viele wichtig wäre, wenn der Druck und der Schwerpunkt nicht auf der zeitnahen Beendigung einer Maßnahme läge, sondern dass die Jugendlichen verantwortungsvoll übergeleitet werden in ein selbständiges Leben. Und wenn das bei dem einen bis 23 oder bei dem anderen bis 25 dauert, dann ist das so. Aber ich denke, man täte gut daran, dem nachzukommen.

Martin Lanfersiek: *Zumal Hartz IV die Gesellschaft ja auch eine Menge kostet. Wenn wir das*

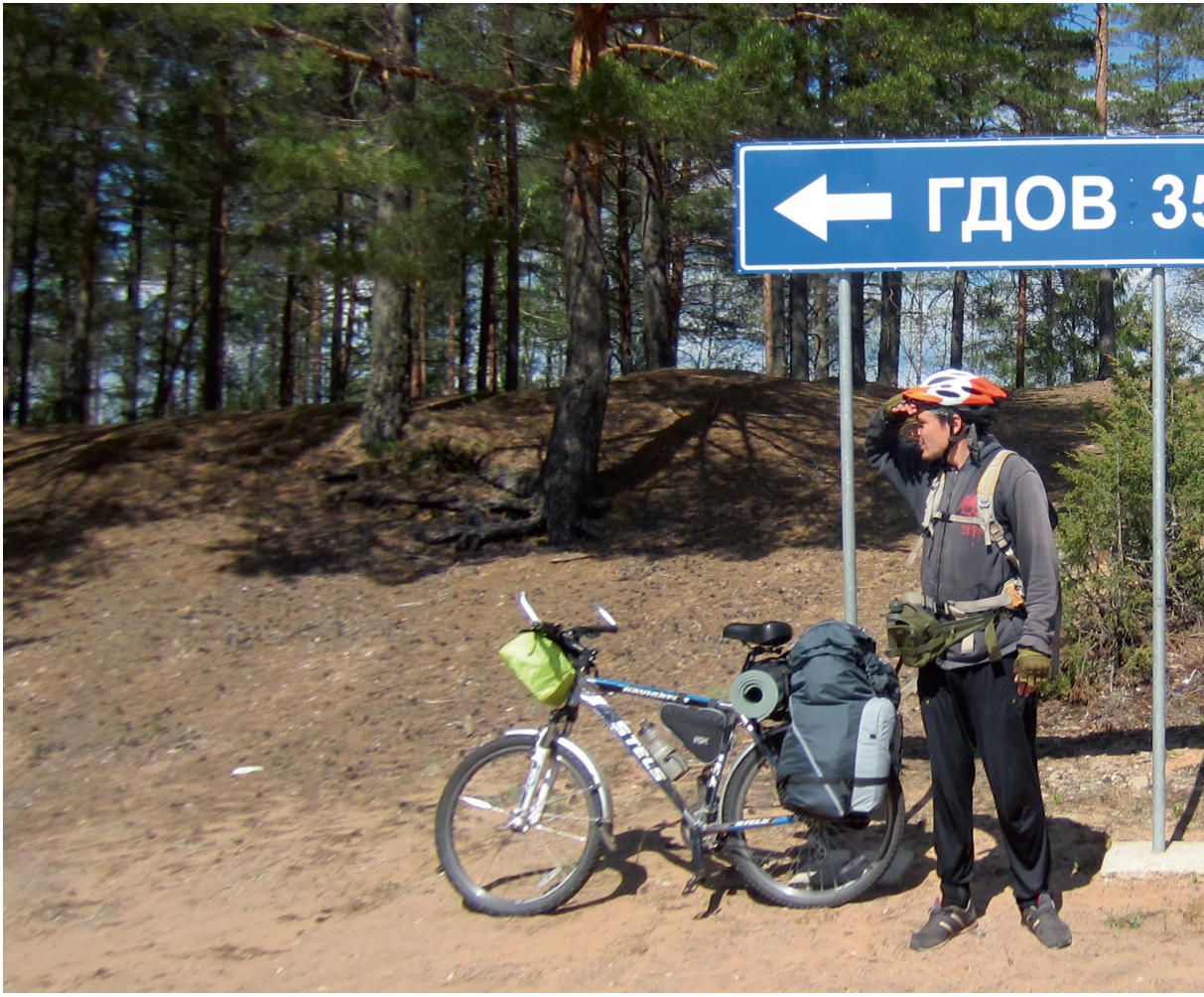
nicht bräuchten und wir das verhindern könnten durch eine etwas längere Begleitung und Betreuung, dann wäre das unter dem Strich einfach eine Ersparnis. Und außerdem sollte man mal „die Kirche im Dorf lassen“. Wir haben jetzt gerade mal Jugendliche mit 18 oder 19, die eine schwierige Biographie hinter sich haben, mit solchen gleichaltrigen Jugendlichen aus einem behüteten Elternhaus verglichen. Auch die sind oft überfordert damit, für sich eine Perspektive zu entwickeln – in vielen Fällen zumindest. Ich kenne eine ganze Menge Jugendliche, die in dem Alter überhaupt

nicht in der Lage sind, zu sagen, was sie denn einmal werden wollen, und geschweige denn, die Initiative dafür zu ergreifen.

Danke für das Gespräch.

Das Reiseprojekt mit Marco*

Ein Erfahrungsber



* Name von der Redaktion geändert

 von Kirill Mikhailov

Während im Beitrag „Zur Bedeutung von Reiseprojekten …“ (Seite 68 ff.) die individuelle Betreuung in der freien Natur als individualpädagogische Methode beschrieben wird, zeigt der folgende Bericht anschaulich, wie sich dies in der konkreten Praxis darstellt.

Als Marco nach Russland kam, hatte er keinerlei Vorstellungen von dem Land. Auch seine Situation war ihm nicht bewusst. Er ließ das Leben einfach laufen und war unfähig, selbständig Entscheidungen zu treffen oder langfristig zu planen. Das erledigten andere für ihn, die Erwachsenen in seinem Umfeld, was ihn nicht berührte oder gar irritierte. Bei unserer ersten Begegnung und zu Beginn der Reise war er sehr höflich und dem Projekt gegenüber aufgeschlossen. Der Plan, in der Einsamkeit der russischen Weite zu zelten, gefiel ihm, nichts ahnend, was ihm bevorstand. Er erkundigte sich ausführlich nach den Einzelheiten, versprach, mitzumachen und sich gut zu benehmen.

Das hört sich zunächst sehr positiv an, doch wenn meine Frau Nadja und ich an die Zeit mit Marco zurückdenken, löst das keine pure Freude aus, wir erinnern uns vor allem an heftige Auseinandersetzungen, an Intrigen, Stress, Aufregung und viel Geschrei. Dennoch: Trotz anfänglichem massiven Widerstand ist es uns gelungen, Fortschritte zu erzielen und unseren Schützling zu stabilisieren.

Ein Jugendlicher mit schwersten Problemen

Zu Beginn der Maßnahme wog Marco 127 Kilo bei einer Größe von etwa 175 cm. Darüber hinaus war er starker Raucher, hatte ein Lungenödem und Polypen im Rachen. Er atmete schwer wie ein Asthmatiker und war nahe dran, nicht mehr laufen zu können. Als wir loszogen, um einen Reiserucksack für ihn zu kaufen, wurde sein quälender Gesundheitszustand sogleich deutlich, ebenso seine Verhaltens- und Kommunikationsstörung. Für die etwa 200 Meter lange Strecke bis zum Laden benötigte er vier Pausen, um sich zu erholen. Den Rückweg zu Fuß verweigerte er.

Die Hauptursache seines Übergewichts lag im täglichen Nichtstun: Über eine sehr lange Zeit hinweg hatte Marco entweder gesessen oder gelegen und sich kaum bewegt. Im Heim verließ er sein Zimmer fast nie. Es war ausgestattet mit einem Spiele-PC und Internetanschluss, und täglich brachte ihm jemand das Essen. Mahlzeiten waren für ihn das Wichtigste im Tagesablauf, alles andere einfach die Zeit dazwischen, die ausgesessen werden musste. Dann schaute er Fußballspiele oder surfte im Internet. Nach dem Abendbrot ging Marco schlafen, denn er bekam ja garantiert nichts mehr zu essen, außerdem hatte er Angst im Dunkeln.

Marco nimmt täglich sedative Medikamente, die machen ein bisschen müde. Ohne die Medizin, so sagte er, sei er redseliger, aber auch aggressiver. Marco kam mit anderen Jugendlichen im Heim nicht gut zurecht, obwohl er durchaus sozial sein kann und unter fehlender Kommunikation leidet. Doch die Mitbewohner mieden ihn, den Meister im Provozieren und Theaterspielen. Er war als äußerst fauler Alleingänger geächtet und wurde mit Tausenden von beleidigenden Spitznamen bedacht. Warum die anderen so auf ihn reagierten, verstand Marco nicht, denn er empfand sein Benehmen als völlig in Ordnung. Also zog er sich weiter zurück, auch weil er sich vor Konflikten und Misshandlungen fürchtete.

Marco hat Probleme mit dem Verdauungssystem. Eingeschränkt wird er weiterhin durch einen gestörten Gleichgewichtssinn: Mit verbundenen Augen auf einem Bein zu stehen, bereitet ihm immense Schwierigkeiten, zumal er sich dabei überhaupt nicht anstrengt. Auch hat er sich sein ganzes Leben nicht um Fitness und Kondition geschert, leidet an Störungen des Stütz- und Bewegungsapparates und hat Knick- und Plattfüße, denn sein Körpergewicht übt starken Druck auf die Gelenke aus. Manchmal knickt er um. Das allerdings spielt er auch gern vor, um sich vor allem Möglichen zu drücken. Ich nannte dies seine „theatralischen Stürze“.

Zu Beginn der Maßnahme bemühte sich Marco generell um nichts, egal was gefordert war – ob Konzentration, Genauigkeit, Koordination, Ausdauer oder einfach nur einen Moment nachzudenken. Seine ausgeprägte Trägheit in Verbindung mit ADHS bewirkte, dass er zu nichts länger als 20 bis 30 Minuten bereit war. Arbeitsaufträge sabotierte er, wehrte sich vehement dagegen und erledigte sie dann schlampig mit dem Ziel, dass ihm nichts mehr aufgetragen wurde. Denn Marco vermag durchaus taktisch zu denken, er analysiert die Situation und wägt Antworten und Ausreden ab. Sein ganzes Bestreben ist dabei, nichts tun zu müssen. Um das zu erreichen, führt er einen einsamen Kampf und scheut keine Mittel: Er lügt, heuchelt, beleidigt und provoziert, schiebt Arbeiten oder Verantwortung anderen zu und setzt dafür mehr Kräfte ein, als es zur Bewältigung der Aufgabe braucht. Das wirkt absolut kindisch. Besonders schlimm sind seine Wutanfälle, dann brüllt er und reagiert seine Aggressionen an Gegenständen ab, wirft sie herum und macht sie kaputt. Alle Versuche, Einfluss auf ihn zu nehmen, führen in diesem Moment zur Eskalation.

Verschärft werden die Probleme durch eine ganze Palette verschiedener Phobien, etwa Höhen- und Platzangst, Angst vor Stille, vor

Friedhöfen, vor großen Gesellschaften, Angst vor allem Neuen und Unbekannten. Darüber hinaus beherzigt Marco nicht einmal minimale Regeln der Hygiene. Schlechte Angewohnheiten sind weiterhin Spucken und seine Vorliebe für leeres Geschwätz. Manchmal geht er provokant dicht hinter einem her oder starrt Leute an, die Arbeiten ausführen. Vor allem aber ist sein „theatralischer Sturz" zu nennen. Jeder läuft nach dem gleichen Schema ab: Erst klagt er, dass er sich den Fuß verrenkt habe und nicht weitergehen könne, dann wird er immer langsamer, bleibt zurück und fällt schließlich krachend zu Boden. Wenn er dann stöhnt und sich vor Schmerzen krümmt, erinnert das an seine Fußballidole Neymar und Ronaldo, wenn sie im Strafraum umgerannt werden… Mit großer Wahrscheinlichkeit konnte er sich so bislang erfolgreich vor dem Sport drücken. Auch bei mir versuchte er die Taktik. Ich aber griff gleich zum Handy. Marco wurde nervös, vergaß seine „Schmerzen" und fragte, wen ich anrufen wolle. Den Notdienst, antwortete ich, wir fahren ins Krankenhaus und lassen ein Röntgenbild machen, weil dein Bein gebrochen sein könnte. Marco schrie, er brauche kein Krankenhaus. Schon eine Minute später marschierte er tapfer weiter. Anschließend ignorierte ich seine Stürze oder erinnerte ihn daran, dass nur ein Beweis mittels Röntgenbild ihn vom Training befreien könne. Daraufhin hörte er mit dem Theater auf. Marco hatte verstanden, dass es bei mir nicht funktioniert.

Marcos Wutanfälle sind vermutlich unter anderem der Testosteronwirkung bei dem Heranwachsenden geschuldet. Andere reagieren Stress ab, etwa, indem sie sich bewegen. Er aber verfügt über keinerlei Kanäle zur Ausfuhr negativer Emotionen. Regelmäßige sportliche Aktivität und Bewegungsspiele können hier abhelfen, so sagte ich mir, ihm zur Entspannung verhelfen und zur Gewichtsabnahme führen. Entsprechend erstellte ich ein Fitnessprogramm, bei dem seine Mobilisierung an erster Stelle stand und das ich stets mit ihm gemeinsam absolvierte. Und mit jedem neuen Standort unserer Campingreisen steigerte ich die Belastungsintensität.

Alles in allem: Marco war der schlechteste Partner, den man sich nur vorstellen kann. Ohne meine Frau Nadja wäre das Projekt unmöglich gewesen. Sie entlastete mich, wenn ich mal Zeit für mich brauchte. Dann führte sie mit Marco eigene Übungen durch. Außerdem übernahm sie das Kochen. Das gab mir Zeit und Raum, um intensiv mit dem Jugendlichen zu arbeiten.

Die Reisen mit Marco

Marco, Nadja und ich machten uns mehrmals auf in die Natur, errichteten ein Lager und wohnten bis zu zwei Wochen im Wald. Dazwischen kehrte er bis zur nächsten Reise in die Projektstelle zurück. Marco hatte ein kleines Zelt für sich allein. Es war seine Insel, wo er sich sicher fühlte und am liebsten den ganzen Tag verbrachte. Als Erstes campierten wir im Isborsk-Malsk-Tal. Hier waren wir ausreichend isoliert, gleichzeitig aber für Fahrzeuge gut erreichbar. Um uns herum nichts als wilde Landschaft, Aussicht ins Malskaja-Tal, Vogelgezwitscher und das Gemurmel eines Waldbaches – dies alles übte eine beruhigende Wirkung auf Marco aus.

Im Prinzip war der ganze erste Teil des Reiseprojekts ein intensives, sieben Tage die Woche andauerndes Training. Ziel war, ihn mit der Zeit in einen normalbeweglichen Zustand zu bringen. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die Übungen so zu gestalten, dass er die Lust daran nicht verlor und bereit war für zukünftige Unternehmungen und Touren. Nach und nach verbesserten sich Beweglichkeit, Arbeitsfähigkeit und auch das Benehmen. Zu Beginn habe ich ihn besonders häufig gelobt, etwa, indem ich sagte: „Ich bin stolz auf dich“ oder: „Heute hast du dich wie ein richtiger Mann benommen“.

Um ihn zum Mitmachen zu bewegen, haben wir uns eine Motivationsgeschichte, eine Art Abenteuerspiel, ausgedacht. Der Legende nach war ich der „Meister des Waldlebens“, der

seine Kenntnisse allein Auserwählten weitergibt. Und dank der Organisation Wellenbrecher habe Marco das Glück, zu diesem Personenkreis zu gehören. Wir bemühten uns, bei ihm das Gefühl hervorzurufen, er befände sich in einer Art Shaoxing-Kloster, mit ganz eigenen Regeln und festem Tagesablauf. Die Story zog ihn in ihren Bann, er ließ sich darauf ein und machte mit, vielleicht weil er meinte, auf einem Weg zu sein, den er nicht mehr verlassen konnte. Beim Training durfte er zudem so viele Pausen machen, wie er wollte, nur Rauchen war strikt verboten. Unterfüttert war die Geschichte mit Begriffen, die ihm aus seinen Online-Rollenspielen vertraut waren, etwa „Erfahrung“, „Quest“, „Qualifikation“ oder auch „Held“ – Letzterer war Marco selbst.

Zudem führten wir ein Punktesystem ein, wie er es etwa von dem PC-Spiel „FIFA“ kannte: Für die erfolgreiche Absolvierung einer Trainingseinheit oder Arbeit bekam er einen Punkt. Bei Misserfolg, Faulheit oder, wenn ich einen Teil seiner Tätigkeiten übernahm, gehörte der Punkt mir. So gerieten wir in einen Wettstreit miteinander. Hatte er zehn Punkte mehr als ich, erhielt er das Recht, eine Prüfung abzulegen, um das zweite „Level“ zu erreichen, sich also zu „verbessern“. Dann allerdings, so erklärten wir ihm, würden die Übungen schwieriger. Der Unterschied zu mir müsse nun 20 Punkte betragen, auf dem dritten Level 30 Punkte usw. Das System faszinierte und animierte ihn: Er wollte unbedingt die erforderlichen Punkte erzielen, um aufsteigen zu können. Zur Untermalung der Legende erzählten wir, dass Nadja sich bereits auf dem dritten Level befände und in Kürze das nächste erklimmen werde.

Marco erhielt zunächst folgende Aufgaben: Er sollte viel durch das hügelige Gelände spazieren und barfuß auf steinigen Waldwegen laufen. Um seine Feinmotorik zu schulen, musste er Blumen sammeln oder einhundert Mücken totschlagen. Zudem erhielt er Arbeitsaufträge, die unser Campingleben vorgab. Eine weitere Trainingseinheit lautete, den Hügel Isborskoje hinaufzulaufen. Als ich dies zum ersten Mal von ihm verlangte, glaubte er nicht, dass ich das ernst meinte. Doch schließlich stieg er bei jedem Spaziergang hinauf, wenn auch zu Beginn mit vielen Pausen, an deren abnehmender Zahl wir seine Fortschritte erkennen konnten. Eine andere Übung hieß „Sieben Wasserfälle“: Marco musste barfuß die Slowenskij-Springquellen aufsuchen. Sie sind von rutschigen Steinen umgeben, und das Wasser, welches direkt aus dem Boden sprudelt, ist sehr kalt. Bei der „Stummen Quest“ verlangte ich, dass er eine bestimmte Strecke überwand, ohne einen

Laut von sich zu geben. Obwohl das nicht erlaubt war, nahm er seinen Player und Kopfhörer mit. Wir bemerkten, dass er mit Musik viel besser arbeitete, und ich gewährte es ihm fortan.

Um Marcos Aufgaben Sinn zu verleihen, sagte ich, dass wir die von ihm gesammelten Dinge als „Ingredienzen“ an einem „magischen Abend“ benutzen würden: Blumen, Holz oder auch die getöteten Mücken. Bei der Gelegenheit sollte eine Prüfung für Nadja stattfinden, ihre „Einweihung“, in deren Zug sie das vierte Level erreichen könne. Daran teilnehmen würden auch andere meiner „Lehrlinge“ oder „Studenten“, ein besonderer Abend stehe also bevor. Zuvor könne Marco seinen „Scharfsinn“ zeigen, indem er eine Prüfung ablegte, eine „Schatzsuche“, wobei der „Schatz“ aus einer Dose Ananas bestand. Er suchte daraufhin die Gegend nach Teilen einer Schatzkarte ab. Damit er sich möglichst viel bewegte, schickten wir ihn mal hierhin, mal dorthin. Er sammelte einhundert Hundeblumen und erhielt dafür einen Anerkennungspunkt. Die zweite Aufgabe erfüllte er ebenfalls schnell und mit Begeisterung. Doch bei der dritten war es vorbei, er machte eine unanständige Geste und warf die Bänke in der Laube um, brachte sie später aber wieder in Ordnung und setzte die Suche fort. Nachdem er dann den Schatz entdeckt hatte, sagte ich ihm, dass er wegen seines zwischenzeitlichen Ausrasters die Prüfung nicht bestanden habe. Daraufhin musste der magische Abend abgesagt werden, denn einer meiner „Studenten“ wolle am Ritual nun nicht mehr teilnehmen. Ohne ihn aber sei Nadjas Einweihung unmöglich. Sie klagte nun, dass Marco ihr mit seinem Benehmen die Möglichkeit, das vierte Level zu erreichen, verbaut habe.

Als ich Marco vorschlug, gleich zwei „Quests“ zu absolvieren, um sich dadurch zwei Punkte verdienen zu können, wodurch er die benötigte Anzahl erreichen würde, um das nächste Level zu erklimmen, sagte er erst einmal „Nein“. Ich versuchte, ihn zu überreden und beteuerte, dass es sich um zwei sehr interessante Aufgaben handele. Marco willigte schließlich ein. Er ging ins Zelt, um sich umzuziehen, blieb dann aber dort, heulte und jammerte. Ich beschloss, ihn in Ruhe zu lassen, damit er seinen Stress ausweint. Am nächsten Tag aber war er bereit und erledigte die Übungen. Es sei auch gar nicht so schrecklich, wie er es sich vorgestellt habe, meinte er.

Und am darauffolgenden Tag erreichte er einen Rekord: Er sagte, heute fühle er sich viel sicherer, und stieg ohne einen Stopp auf den

Hügel Gorodischtsche. Dafür forderte er ein Schaschlik, wie ich es ihm versprochen hatte, und das bekam er auch. Dann sagte ich, er solle sich erholen, weil später der magische Abend stattfinde. Marco war aufgeregt, aber als er erfuhr, dass er selber nichts machen müsse, nur zusehen, beruhigte er sich. Gemeinsam mit einigen Freunden, die ich zuvor über Marco, die Legende und ihre Rolle als „meine Studenten" informiert hatte, inszenierten wir gleichsam ein Theaterstück für Marco. Die Freunde beteuerten, genau dasselbe Training wie er hinter sich gebracht zu haben, inzwischen seien die Aufgaben schwieriger geworden, mit ernsten Hindernissen, mit Bachüberquerung und Überwindung umgefallener Bäume. Dann sammelten wir zusammen Holz. Marco griff sich nur fünf Stück, während die anderen einen ganzen Arm voll trugen. Ich erteilte ihm einen Verweis, und das löste einen seiner Wutanfälle aus.

Als es dunkel wurde, machten wir ein riesiges Lagerfeuer und schütteten die „magischen Ingredienzen" hinein. Ringsum legten wir Blumenkränze und stellten Kerzen auf. Anschließend liefen wir vor Marcos Augen über heiße Kohlen. Er sollte „die Magie" darin erkennen, wir wollten ihm zeigen, was alles möglich ist, ihn schockieren und aufrütteln. Als ich ihn nach seinem Eindruck fragte, meinte er, er sei fassungslos.

Am letzten Tag kam es zum Eklat. Marco räumte sein Lager nur schlecht auf, knüllte seine Sachen zusammen und stopfte sie in seinen Rucksack. Ich forderte ihn auf, alles neu zu packen, was er verweigerte. Daraufhin schrie ich ihn an. Auch Marco wurde wütend und beschimpfte mich. Dann nahm er einen Stein und holte aus. Ich bewegte mich nicht, zeigte keine Angst. Er schmiss den Stein zur Seite, dann beruhigten wir uns, und ich entschuldigte mich bei ihm. Dennoch, die Laune war verdorben. Ich sagte, ich hätte genug von ihm. Es sei einfacher, mit normalen Jugendlichen zu arbeiten, die kein Theater machten. Das berührte ihn wohl, er schwieg. Daraufhin sagte ich, dass ich es mir überlegen und entscheiden werde, wie es weitergehe.

Das Hauptergebnis unseres Trips: Marco hatte drei Kilo abgenommen, zum ersten Mal seit langer Zeit. Zur weiteren Motivierung zeigte ich ihm einen selbstgedrehten Film: „Erste Übungen von Marco". Darin war sowohl seine gute als auch seine schlechte Seite dokumentiert: Marco als fleißiger Sportler wie als hässlicher Hysteriker. Das zeigte Wirkung, er war bereit für eine weitere Reise, sie führte uns zunächst zum Zhukowo-See. Mit dabei war jetzt der Hund Shorik. Seine Anwesenheit erfreute Marco, das Tier half Stress abzubauen, Marco war ihm gegenüber nie

aggressiv. Gemeinsam machten wir die bereits bekannten Gymnastikübungen, und ich steigerte weiter die Belastung. Das Punktesystem war nun vereinfacht: Marco verdiente oder verlor einen Punkt bei jeder Übung. Außerdem mischte ich mich nicht mehr in seine Entscheidungen ein und warnte, dass ich ihn nicht mehr zum Training überreden würde. Wenn er absagt, werde ihm gleich ein Punkt abgezogen. Wir hofften, dass sich dadurch seine Anfälle minimieren würden.

Zum Training gehörte regelmäßiges Schwimmen. Die zu überwindende Strecke wurde immer länger. Dann führte ich Schwimmen mit einem Ball ein, um die Schwierigkeit zu erhöhen. Außerdem machten wir Einkaufsmärsche, um unsere Essensvorräte aufzufüllen. Der Laden befand sich in sechs Kilometer Entfernung, Marco war also gezwungen, für seine Verhältnisse sehr weit zu laufen, den Rückweg sogar mit Last. Das führte zu unendlichem Gejaul: Wie lange noch?? Doch er stellte einen neuen persönlichen Rekord auf: zwölf Kilometer laufen! Dafür verdiente er sich 1,5 Punkte.

Nachdem Marco die „Blind Quest“, eine Reihe von Übungen mit verbundenen Augen, gut bewältigte, musste er sich zusätzlich vorher um die eigene Achse drehen, was für ihn besonders schwer war. Er wollte nicht, also 1 Punkt minus. Eine weitere Übung hieß „Liegen auf Tannenzapfen“: Nadja und Marco sollten je 300 Zapfen sammeln. Er tat dies, setzte sich aber anschließend erst einmal hin. Dann legten wir die Zapfen nebeneinander auf dem Boden aus. Nadja bettete sich für 15 Minuten auf den „Massagetisch“, anschließend Marco. Ich hatte ihn gewarnt, dass es etwas schmerzhaft werden könnte. Weil aber Nadja es geschafft hatte, blieb auch er eine Viertelstunde liegen. Das tat er nun fast jeden Tag, auch ohne Punkte zu sammeln.

Am Zhukowo-See erbrachte Marco seine größte Leistung: Er gab das Rauchen auf. Nur einmal noch, während einer Szene, verlangte er nach Zigaretten. Im Lager aber gab es keine mehr. Als Reaktion schmiss er den Gaskocher um, woraufhin er keinen Zucker im abendlichen Tee erhielt, was er als Bestrafung akzeptierte.

Dann zogen wir um zum Saschichinskoje-See, er liegt mitten im Wald – Ruhe, Kiefern und Sandstrand. Die Trainingseinheiten wurden erneut schwieriger, z. B. „Zehn Streichhölzer“: Marco musste mehrfach mitsamt einer 5-Liter-Wasserflasche einen Hügel hinauflaufen, um jeweils eines von dort liegenden Streichhölzern zu holen. Nach zehn Aufstiegen sollte er ein Muster daraus zu-

sammenstellen. Als wir eines Tages gemeinsam barfuß in den Wald gingen, um Holz zu sammeln, redete er mal wieder ohne Unterlass, schaute nicht auf den Boden und verletzte sich am Fuß. Ich behandelte die Wunde, legte einen Verband an, und Marco lief trotz Schmerzen zurück ins Camp. Dafür gab ich ihm einen halben Punkt.

Eine weitere Aufgabe, „Wassermann“ genannt, bestand darin, eine Tasse mit Wasser aus dem See zu füllen und den Hügel hinaufzutragen. Dort stand eine 5-Liter-Flasche, darin schwamm ein Plastikei mit einer Ein-Rubel-Münze darin. Er sollte sie so lange füllen, bis er beides herausnehmen konnte. Hier zeigte sich schnell sein grundlegendes Verhalten bei Aufgaben, die Geduld und Ausdauer erforderten: Als er die Flasche sah, schrie er, dass er sicher mehr als zehn Mal den Hügel hinaufsteigen müsse, um sie zu füllen. Nach einigen Aufstiegen machte er immer öfter Pausen, die immer länger wurden – er versuchte, sich mal wieder zu entziehen. Ich beschloss, ihm zu helfen, trug das Wasser aber nicht in der Tasse, sondern in der hohlen Hand. Marco gefiel das, aber er selbst machte bald wieder eine Pause, sah mir zu und versuchte, mich durch sinnloses Gequatsche abzulenken. Ich forderte ihn immer wieder auf, das Training fortzusetzen. Jedes Mal antwortete er: „Okay, noch ein paar Minuten.“ Dann schloss sich auch Nadja an, um Marco zu zeigen, dass alle ihn unterstützten. Mit ihrer Hilfe ging es schneller. Ich sagte ihm, dass wir beide keine Ruhepause machen wollten, bis die Flasche voll sei. Auch Marco half schließlich wieder mit. Als die Flasche etwa dreiviertel voll war, versuchte er, das Ei mit den Fingern herauszuholen. Jedes Mal sagte er, dass er noch eine Tasse Wasser brauche, dann habe er den Sieg in der Tasche. Als es ihm endlich gelang, das Ei zu packen, konnte er es nicht herauskriegen, weil der Flaschenhals zu eng war, und wurde wütend. Dann aber schaltete er sein Hirn ein, presste die Flasche zusammen, sodass das Ei nach oben stieg und schließlich herauskam.

Unsere Reise ging dem Ende zu. Marco hatte 9,5 Punkte gesammelt und bat mich um weitere Übungen, um ausreichend Punkte erreichen und die Prüfung noch ablegen zu können. Also erfand ich „Scharfschütze“. Dazu hängte ich fünf Gefäße verschiedener Größe an Seilen auf, die Marco mit einer Frisbeescheibe aus zehn Metern Entfernung treffen sollte. Das würde ihm bei der 8-Liter-Flasche einen Punkt einbringen, bei der 5-Liter-Flasche zwei Punkte etc. Traf er das kleinste Teil, die Salzdose, würde er zehn Punkte erhalten. Somit konnte er insgesamt 25 Punkte errei-

chen. Für die Aufgabe hatte er zwei Tage Zeit. Marco freute sich und sagte, er brauche dafür nur ein paar Stunden. Aber seine Begeisterung dauerte nicht lange, denn es gelang ihm nicht, die Gegenstände zu treffen. Nun begann er, zu lamentieren, dass die Distanz zu groß sei. Und seine Pausen wurden wie immer häufiger und länger. Schließlich sagte ich, er könne zwischen Frisbee und Fußball wählen. Er versuchte es mit dem Ball, doch sein anfänglicher Enthusiasmus war genauso schnell verflogen. Erst um halb acht abends traf er zum ersten Mal. Bevor er schlafen ging, hatte er 5 Punkte erreicht.

Am nächsten Morgen, unserem letzten Tag, tat er erst so, als ob er gar keine Aufgabe hätte, dann versuchte er, sie auf später zu verschieben: nach dem Frühstück etc. Ich musste ihn an seine eigenen Worte erinnern: „Bitte gib mir noch eine Chance, ich werde mich bemühen!“ Dann endlich ging er die Aufgabe an. Als er 13 Punkte gesammelt hatte, zeigte ich ihm sein Prüfungsziel, den „Schatz“: ein Paket, darauf stand „Level 2“. Ich schwenkte es vor seinen Augen hin und her, bevor ich wegging, um es zu verstecken. Kurz darauf ertönte ein Schrei – Marco hatte die Salzdose getroffen! Nach weiteren 30 Minuten erreichte er die erforderlichen 25 Punkte und durfte die Prüfung antreten.

„Schatzsuche“: Um den ersten Teil der Schatzkarte finden zu können, musste Marco zunächst einen Zettel entziffern. Aber er hatte wieder mal keine Lust, sich anzustrengen, und versuchte alles Mögliche, um sich zu entziehen. Dann seufzte er laut und sah unglücklich aus. Schließlich begann er zu toben und zu schreien, weil ich ihm jedes Mal sagte: „Lies! Lies, was dort steht! Lies es laut vor!“ Er schaute auf den Zettel, machte den Mund auf, schwieg eine Weile und suchte schließlich nach seinem Wörterbuch, denn er begriff, dass der Chiffreschlüssel im Alphabet zu finden war. Dann löste er problemlos die Aufgabe. Marco sollte ein altes verlassenes Haus und einen Friedhof aufsuchen, das bereitete ihm erstaunlicherweise keine Schwierigkeiten. Doch fiel es ihm sehr schwer, die einfachste Aufgabe zu lösen, nämlich eine Anweisung zu finden, die unter dem Hundehalsband von Shorik versteckt war. Er suchte überall, schaute sogar unter dem Schwanz nach. Schließlich hatte er die Karte beieinander, anhand derer er „den Schatz heben konnte“. In dem Paket waren Kopfhörer, seine hatte er kaputt gemacht. Er freute sich sehr und hatte ein richtiges Erfolgserlebnis – vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben.

Unsere dritte Reise führte uns auf die Insel Belov im Pskower See, sie ist ein Natur-

schutzgebiet und ein malerischer, ruhiger Ort. Dort wohnt mein Bekannter, der Fischer Alexej Timochin. Er leistete uns Hilfe, fuhr uns zum Einkaufen und verkaufte uns frischen Fisch. Außerdem konnten wir bei ihm die WM-Spiele der deutschen und der russischen Fußballmannschaft im Fernsehen anschauen.

Uns war gleich aufgefallen, dass Marco wieder zugenommen hatte. Er erzählte, dass er im Heim acht Stunden täglich vor dem Fernsehgerät gesessen und alle Gruppenspiele der Fußballweltmeisterschaft angeschaut hatte. Daran war zu sehen, dass sich der Wechsel im Lebensrhythmus negativ auf den Jugendlichen auswirkte: Alle Mobilisierungsübungen während des Reiseprojekts machten keinen Sinn, wenn er anschließend nur auf dem Sofa lag. Ich beschloss, die Intensität des Trainings zu reduzieren, und stellte fast keine Forderungen außer einer: normales, höfliches Verhalten. Schnell stellte sich heraus, dass Marco Spaziergänge auf der wunderschönen Insel ablehnte und das Liegen im Zelt bevorzugte. Das Wetter verschlechterte sich, es regnete manchmal. Er kroch nur heraus, um zu essen, wusch sich nicht, roch unangenehm, sah fett und aufgedunsen aus.

Als Nadja und ich einmal das Abendessen zubereiteten, wollte Marco dies wohl beschleunigen und bot seine Hilfe an. Also schlugen wir ihm vor, Brennholz zu sammeln. Empört antwortete er, dass wir doch genug davon hätten. Auch hätte er bereits den ganzen Wald abgesucht und kein trockenes Holz finden können. Ich empfahl ihm, noch einmal sorgfältig zu suchen. Er geriet in Wut, schrie und begann, Äste von den Bäumen zu brechen. Da es ein Naturschutzgebiet war, konnte ich dies nicht dulden. Ich machte ein Foto und tat so, als ob ich mit jemandem telefoniere. Ich sagte, dass es eine Straftat sei und nicht ohne Folgen bleiben dürfe. Später versuchte Marco sich zu rechtfertigen, er habe nicht gewusst, dass er keine Zweige abbrechen dürfe. Außerdem hasste ich ihn und wolle ihn bei den „Cops“ anzeigen.

In diesem Moment waren Nadja und ich kurz davor, das Reiseprojekt abzubrechen, weil wir den Zirkus nicht länger ertrugen. Zwei Dinge hielten uns aber davon ab: Marcos Betreuer in der Projektstelle hatte uns ermahnt, dass genau dies ein Teil unserer Arbeit sei. Außerdem wollten wir uns erst mal beruhigen und alles noch mal gut überlegen. Schließlich ließen wir Marco einfach links liegen und beachten ihn nicht mehr. Die meiste Zeit gingen Nadja und ich spazieren, damit wir ihn nicht sehen mussten. All seine Versuche, unsere Aufmerksamkeit zu erringen, waren vergeb-

lich. Ich sagte ihm mehrmals, dass wir wegen seiner Frechheiten nicht mit ihm reden mochten. Nadja weigerte sich sogar, für ihn zu kochen, also erhielt er lediglich die Zutaten: eine Packung Nudeln, Konserven etc. Wir wollten auch nicht mehr mit ihm an einem Tisch essen, weil er stank. Marco litt demonstrativ darunter. Am Ende des zweiten Tages fragte er, was er tun könne, damit wir wieder ein „Team" sein konnten. Ich stellte eine Liste zusammen, Marco erhielt Punkte für jede Position:

1. Eigeninitiative: freiwillige Teilnahme an Spaziergängen und anderen Aktivitäten
2. Kennenlernen der Welt um ihn herum, Interesse an der Insel
3. Bereitschaft, uns bei den anfallenden Arbeiten im Camp zu helfen
4. Hygiene: täglich waschen, Zähne putzen und Wäsche waschen
5. Disziplin: keine sinnlose Diskussion um seine Aufgaben
6. Kommunikation: Marco muss freundlich, höflich und positiv gestimmt sein. Keine Hysterie, keine Szenen.

In den nächsten drei Tagen erhielt er insgesamt drei Punkte. Ich erklärte ihm, dass die Anforderungen auf der Liste nicht nur für das Reiseprojekt gelten würden, sondern für sein ganzes Leben, andernfalls fände er nie Freunde. Daraufhin veränderte Marco sein Verhalten und gab sich endlich Mühe, das war auch an der Anzahl seiner Punkte ablesbar:

1. Eigeninitiative: 4 Punkte
2. Kennenlernen der Welt: 2 Punkte
3. Hilfe bei der Arbeit: 3 Punkte;
4. Hygiene: 4 Punkte
5. Disziplin: 5 Punkte
6. Kommunikation: 4 Punkte.

Insgesamt also **22 Punkte**. Ich sagte, ein „normaler" Mensch erhielte 24 bis 29 Punkte.

Allmählich konnten wir ihn von seinen unangenehmen Gewohnheiten abbringen, etwa alle fünf Minuten zu spucken. Eine Fitnessübung, nämlich auf einen großen Stein zu steigen, verweigerte er zunächst, obwohl sie sehr einfach war. Später schaffte er es trotz seiner Gleichgewichtsprobleme, hinaufzuklettern und allein stehen zu bleiben. Auch zeigte er Fortschritte beim Erlernen der russischen Sprache, lernte Zahlen und Farben. Einmal mussten wir uns beeilen, um uns zum Fußballspiel zwischen Deutschland und Korea nicht zu verspäten. Marco rannte und bat kein einziges Mal um eine Pause. Daran konnte man sehen, dass er sehr viel zu leisten imstande war, wenn er etwas wirklich wollte. An den letzten drei Tagen sammelte er folgende Punkte:

1. Eigeninitiative: 5 Punkte

2. Kennenlernen der Welt: 3 Punkte

3. Hilfe bei der Arbeit: 5 Punkte;

4. Hygiene: 4 Punkte

5. Disziplin: 4 Punkte

6. Kommunikation: 4 Punkte.

Das sind **insgesamt 25 Punkte**, eine gute Leistung. So endete diese Reise doch noch gut. Nadja und ich sind nun bereit, die Arbeit mit Marco fortzusetzen, um die erzielten Ergebnisse zu festigen und an der Veränderung seiner Verhaltensmuster weiterzuarbeiten.

Empfehlungen für die weitere Betreuung

Eine Weiterführung des Fitness- und Verhaltensänderungsprogramms ist sehr anzuraten, um seine Entwicklung zu fördern und um ihm zu Gewichtsreduzierung sowie zu mehr Beweglichkeit und Selbstvertrauen zu verhelfen. Fußball und Tischtennis etwa machen ihm Spaß, beides kann er inzwischen ca. zwei Stunden lang durchhalten. Die Wochentage könnten unter einem Motto stehen, z. B. montags Krafttraining, dienstags Vestibularübungen etc. Zudem empfiehlt es sich, wochenweise an seinen schlechten Gewohnheiten zu arbeiten. Ein festes System aus Strafen und Belohnungen, etwa kleinen Süßigkeiten, kann das Ganze unterstützen. Essen ist für Marco der Hauptmotivationsfaktor. Das Ziel des Trainings vermittelt man ihm also am besten folgendermaßen: „Du kannst an Gewicht verlieren, indem du Sport treibst. Wenn du dich weigerst, zu trainieren, musst du eine Diät einhalten.“ Auch Fernsehen und Internet sind Motivationsfaktoren. Als Belohnung kann man ihm etwa eine Stunde surfen oder das Anschauen eines Fußballspiels in Aussicht stellen. Am besten läuft es, wenn Marco selbst daran interessiert ist, etwas auszuführen. Das erreicht man, wenn man sich bei der Aufgabenstellung an seinen Interessen orientiert: Fußball, Internet, Online-Spiele.

Vor allem aber muss man Marco gegenüber stets konsequent sein, sodass er keine andere Möglichkeit hat, als mitzuarbeiten und Fortschritte zu erzielen. Trägt man ihm etwas auf, ist immer damit zu rechnen, dass er versucht, sich zu entziehen oder zumindest Vergünstigungen auszuhandeln, indem er die Aufgabe entweder sabotiert oder nur schlecht erledigt. Dies darf man ihm nicht durchgehen lassen. Darum ist ständige Kontrolle notwendig.

Wichtig ist weiterhin: keine Zigaretten, niemals.

Schulunterricht ist möglich, wenn er sich an die neue Umgebung gewöhnt hat und Erfolge erlebt. Allerdings hat er erhebliche Konzentrationsprobleme und müsste sich sehr

anstrengen, um den Lernstoff zu bewältigen. Körperliches Training halten wir im Moment für wichtiger als die Schule. Wir empfehlen etwa eine Bergreise, damit er seine Höhenangst bekämpfen und seinen Gleichgewichtssinn weiter schulen kann.

Resümee

Das wichtigste Ergebnis der Reise mit Marco besteht sicher darin, dass es gelungen ist, seine Trägheit erfolgreich zu bekämpfen und ihn zur Bewegung zu motivieren. Er hatte die Messlatte eigener Möglichkeiten bisher viel zu niedrig angelegt und allen erzählt, dass er nichts könne, sodass er schließlich selbst daran glaubte. Gegen diesen Mythos gingen wir vehement vor, und Marco wunderte sich manchmal selbst über sein Können. Die Erfolge ermutigten ihn, an sich selbst zu glauben und seine Faulheit zu besiegen. Er hat verstanden, dass man etwas erringen kann, wenn man sich einen Ruck gibt, sich überwindet.

Einige Pädagogen waren zunächst skeptisch, ob ein Reiseprojekt mit Marco sinnvoll sei. Sie waren der Meinung, dass eine solch aktive Erlebnisreise für ihn nicht passe, dass er dazu nicht fähig und willens sei bzw. nicht länger als drei Tage durchhalte. Das verwirklichte Maßnahmenkonzept hat der Jugendliche jedoch schließlich so verinnerlicht, dass er selbst auf der Fortsetzung des Reiseprojektes bestand. Die Motivierung war somit erfolgreich, und man kann in der Arbeit daran mit ihm fortfahren.

Durch das Reiseprojekt wurde Marcos Fitness und sein Gesundheitszustand wesentlich verbessert. Zum ersten Mal in seinem Leben trieb er Sport. Während ihn am Anfang ein Spaziergang von wenigen hundert Metern schreckte und er hierfür einige Pausen benötigte, da er gleich außer Puste kam, unternahm er am Schluss kilometerlange Wanderungen. Er hat gesehen, wie viel Mühe es macht, abzunehmen, aber er hat die Regeln verstanden. Und – das Wichtigste – er hat erlebt, dass er es schaffen kann.

Die psychologische Wirkung zeigt sich darin, dass er angefangen hat, seine Situation zu erkennen und die Menschen um ihn herum zu achten, in der Folge korrigierte er ganz wesentlich sein Benehmen. Seinen eigenen Worten zufolge hatte er früher jeden Tag Wutanfälle. Diese konnten im Zuge des Reiseprojekts zunächst auf einmal wöchentlich reduziert werden, und am Ende gab es sie gar nicht mehr. Marco hat seine Emotionen mit Erfolg unter Kontrolle gebracht. Während unseres gemeinsamen Aufenthalts war er gezwungen, die Bedürfnisse seiner Mitmenschen zu akzeptieren. Zuvor wusste er gar

nicht, was gut und was schlecht ist, es gab deutliche Lücken in der Erziehung. Marco achtete z. B. überhaupt auf seinen guten Ruf. Während der Reise wurde ihm klar, dass, je mehr er lügt, desto weniger glaubt man ihm. Auch hatte er nie die Möglichkeit, sich von außen, gleichsam mit den Augen eines anderen Menschen zu betrachten. Während wir die Videoaufnahmen, die von ihm erstellt wurden, gemeinsam anschauten, konnten wir beobachten, wie es ihm missfiel, sich selbst bei Auseinandersetzungen mit uns oder gar bei Wutanfällen zuzusehen. Anschließend sprachen wir darüber, wer im Unrecht war, und Marco korrigierte sein Benehmen. Er hatte Distanz zu sich gewonnen und zog die Konsequenzen.

Michael Kazmierski

„Und dann hat es rumms gemacht …“

„Trommelzauber“ in der Gemeinschaftsgrundschule Breite Straße – Ein Schulsozialarbeiter berichtet

Michael Kazmierski (37) ist Schulsozialarbeiter an der GGS Breite Straße in Duisburg-Fahrn. Im Februar 2019 hat er das Projekt „Trommelzauber“ in Kooperation mit der Schulleitung und Wellenbrecher e.V. an die Schule geholt. Eine Woche lang lernten 264 Kinder das Spielen der Trommeln, bevor sie in zwei großen Aufführungen ihr Können mehr als 400 Eltern und sonstigen Interessierten präsentierten. Gefördert wurde das Musikprojekt durch das Deutsche Kinderhilfswerk. Ein Erfahrungsbericht über einen vielfältigen Beruf und eine faszinierende Projektwoche.

Es ist am Freitag, dem 8. Februar, noch früh, 10:15 Uhr, und an die 200 Eltern warten vor der Turnhalle auf die erste Vorstellung ihrer Kinder. Die Halle ist afrikanisch geschmückt, 264 von den Schülern und Schülerinnen in den letzten Wochen gemalte Bilder hängen an den Wänden, zusammen ergeben sie ein farbenfrohes Muster.

Vor drei Stunden fingen wir an, alles für heute vorzubereiten. Lehrerinnen empfingen die Kinder in ihren Klassen, die Kostüme wurden angezogen, die Tiermasken aufgesetzt, bevor es zur Generalprobe in die noch leere Turnhalle ging. Dort wurden Sportbänke zu Sitzplätzen, Stühle wurden aus der Mensa geholt, Sportmatten für kleine Geschwister vor die Sitzreihen gelegt. Die Musikanlage und 132 Trommeln mussten aufgebaut werden. Ausnahmezustand und Finale dieser Projektwoche.

Dann gehen die Türen auf. Die Eltern bewundern die Bilder und nehmen staunend ihre Plätze ein, als ein paar Minuten später über einhundertdreißig Gazellen, Elefanten, Affen und Giraffen die Halle betreten. Die Klassen setzen sich hinter ihre Trommeln, gespanntes Warten, und dann ist es soweit. Die Musik setzt ein. Trommelkünstler Arnd Dalbeck hebt die Arme und macht ein paar Dehnübungen, die „Reise ins Trommelzauberland Tamborena“ kann beginnen. Nach einigen Augenblicken kommt dann der Moment, wo Arnd Dalbeck die Hand hoch über seinen Kopf hält und sie eine Ewigkeit dort oben belässt. Die Kinder folgen seinem Beispiel. Und als kurze Zeit später 132 Hände gleichzeitig auf ihre Trommeln schlagen und ein Raunen durch die ganze Halle geht, macht es rumms in über 300 Köpfen.

Keep on Running: Der Beruf eines Schulsozialarbeiters

Rückblick, Sommer 2017. Es sind meine ersten Tage als Schulsozialarbeiter an der GGS

Breite Straße, ich wandere durch die zwölf Klassen und stelle mich den Kindern vor. Die Schülerschaft ist vorwiegend türkisch, dazu kommen rumänische, bulgarische, armenische, slowenische, afrikanische Kinder, ebenso: an die 60 Flüchtlingskinder aus Syrien, dem Irak und Afghanistan, viele von ihnen auffällig und traumatisiert.

Es ist absurd: Ein Teil der Kinder hat seine Kindheit im Kindergarten verbracht, ein anderer Teil durchgehend bei seiner Familie. Andere wiederum haben Kriegs- und Fluchterfahrung hinter sich. Heterogener geht's kaum.

Zum Großteil wirken die Kinder trotzdem glücklich, auch wenn 75% von ihnen direkt oder indirekt von Armut bedroht sind. Die Anzahl der Familien, die hier vor Ort im Leistungsbezug sind, ist hoch. Bei Klassenfahrten melden mindestens ein Drittel der Eltern Bedarf an, wenn es um die Bezahlung geht.

Denen, die kaum Deutsch können, helfen wir bei der Antragsstellung, anderen erklären wir, wie sie das Geld beim Amt für Bildung und Teilhabe beantragen können und welche Unterlagen sie dafür brauchen.

Die nächsten Wochen sind geprägt durch die ersten Elterngespräche. Ein Vater hat Schulden, ich vereinbare einen Termin mit ihm bei der Schuldnerberatung. Eine Mutter will sich von ihrem Mann trennen, ich gebe ihr Adressen von Eheberatungsstellen. Eine andere ist alleinerziehend und weiß mit ihrem Sohn nicht mehr weiter. Ich biete ihr an, sie zum Jugendamt zu begleiten, um zu gucken, ob eine der Hilfen zur Erziehung das richtige für sie ist. Im schlimmsten Fall sitze ich mit der Schulleitung im Büro und wir überlegen, ob wir uns in Einzelfällen direkt an das Jugendamt wenden sollen. Die Maschinerie kommt ins Rollen.

Wenn es einem zu viel wird mit den ganzen Problemen, kann man sich wieder auf die Kinder konzentrieren. Nach kurzer Zeit führe ich in mehreren Klassen Sozialkompetenztrainings durch. Bei der „Teamgeist-Olympiade“ muss die Klasse mir beweisen, dass sie im Fall der Fälle zusammenhalten kann. Wir spielen Kooperationsspiele und machen Übungen aus dem Coolness-Training. Am Ende jeder Einheit sammeln wir Punkte für unsere große Klassen-Abschluss-Party. Aber das Wichtigste: Haben wir bei den Übungen heute gut aufeinander aufgepasst? Konnten wir Streitigkeiten cool klären? Haben wir heute untereinander gut zugehört? Warum ist es besser, wenn man ein Team bildet, anstatt immer nur zu gucken, wer der Beste von allen ist? Aber vor allem: Hatten wir Spaß? Und falls ja, warum? Vielleicht, weil es mehr Freude bereitet, mit anderen Aufgaben zu lösen, anstatt immer nur in Konkurrenz zu treten? Vielleicht, weil man manche Aufgaben nur gemeinsam lösen kann? Das sind die Fragen, die wir uns im Laufe der Einheiten stellen.

Zwei Kinder kommen nach der Stunde zu mir, sie wollen einen Streit geklärt haben. „Was glaubt ihr, wie könnte man die Situation für euch beide jetzt lösen?“ Dann sprudelt es: „Sich vertragen“, „Gemeinsam ein Spiel spielen“, „Sich erst einmal aus dem Weg gehen“. Die Übungen fruchten.

Trommeln werden zum Leben erweckt

Wer genau die Idee zur Projektwoche „Trommelzauber“ hatte, lässt sich im Nachhinein nicht mehr nachvollziehen. Irgendwann erzähle ich auf der Lehrerkonferenz, dass der Schulsozial-

arbeit Gelder zur Verfügung stehen würden, irgendwann fällt das Wort „Trommelzauber“. Wir schauen uns Videos im Internet an. Wir sehen zig Schüler und Schülerinnen mit Trommeln in Turnhallen sitzen, wir sehen wunderschöne Kostüme und Kulissen, wir hören gute Musik. Und irgendwann wird klar, dass wir das auch wollen.

Viele Schulen machen Projektwochen zum Thema „Soziales Lernen“. Kinder dürfen dabei Arbeitsblätter ausfüllen, auf denen erklärt wird, was Gemeinschaft und Solidarität ist. Aber um wie viel besser ist es, wenn die Kinder Gemeinschaft und Solidarität konkret erfahren? Wenn zig Kinder, türkische, bulgarische, rumänische, deutsche und Kinder, die flüchten mussten, nebeneinander hocken und gemeinsam für ein großartiges Erlebnis sorgen? Viel besser.

Über 3.000 Euro müssen beschafft werden. Es werden Spenden der Eltern gesammelt, die Projektgelder der Schulsozialarbeit werden ins Rennen geworfen, die Schule gibt einen Teil von ihrem Etat ab. Als langsam die Schweißperlen auf die Stirn steigen, weil man nicht weiß, wie man das Projekt sonst noch finanzieren soll, springt uns das „Deutsche Kinderhilfswerk“ mit einer Förderung zur Seite und ermöglicht uns so, dass wir uns überhaupt auf den Weg machen können. Und dann geht die Organisation los.

Der Stundenplan muss angepasst, Elternbriefe müssen geschrieben, ein Elternabend muss vorbereitet werden. Ablaufpläne werden erstellt, Prozessabläufe vorbereitet. Wann geht welcher Brief raus, wann kriegt wer welche Info, wen müssen wir wann wie informieren? Ständiger Austausch mit dem Trommelkünstler, ständiger Austausch mit dem Kollegium. „Was ist Trommelzauber?“, fragt mich ein Kind. „Lass dich überraschen“, ist meine Antwort. Ich weiß selber nicht, was uns erwartet.

Und dann geht es los. Montagmorgens steht ein Wagen mit Anhänger vor der Turnhalle, 264 Kinder werden nach und nach zum Hänger geführt. Um 7:00 Uhr stand ich in der Halle und hab die Anlage aufgebaut, jetzt stehe ich um 8:15 Uhr mit einer Kollegin auf dem Wagen und gebe Trommeln an alle Kinder raus. Sie alle versammeln sich in der Turnhalle und fangen an, ihre ersten Rhythmen zu schlagen: Bamm. Bamm. Bamm. Die Woche kriegt ihren Takt.

In den nächsten Tagen ist es geschäftiges Treiben. Man sieht die ersten Gazellen durch die Gänge rennen, die Giraffen, Elefanten und Affen erobern den Schulhof. Die Stimmung ist friedlich. In den Klassen wird gebastelt, über Afrika gesprochen und gespielt. Alle sind im Fluss, die Kolleginnen und Kollegen lächeln. Eine Woche lang verwandelt sich eine heterogene Schülerschaft in eine große Clique, die Konflikte in den Pausen nehmen rapide ab. Von Tag zu Tag werden die Kinder besser. Die Störenfriede und Pausenclowns reihen sich nach und nach in die Gemeinschaft ein, und was am Montag noch undenkbar schien, wird im Laufe der Woche Gewissheit: Die Jungs und Mädels werden es packen. „Ich hab so Schiss vor dem Auftritt", sagt mir ein Kind am Donnerstag auf dem Schulhof. „Wir ziehen das jetzt durch", antworte ich. Und dann kommt der Tag.

Und dann hat es rumms gemacht...

Es ist Freitag und die erste Vorstellung ist vorbei. Der Konrektor und ich liegen quer über den Stühlen, die 60-Stunden-Woche fordert langsam ihren Tribut. Eine Journalistin sitzt vor uns. Bis gerade habe ich sie noch durch die Klassen geführt, ihr die Kinder in ihren Kostümen gezeigt, ihre Fragen beantwortet, jetzt sitzen wir zusammen mit Arnd Dalbeck dort und essen Pizza. „Ist es hier anders als in anderen Schulen?", fragt die Journalistin den Künstler. „Weil das hier eben ein Problemviertel ist?" Arnd Dalbeck lacht: „Nein, es sind Menschen. Manche kommen schneller rein, manche brauchen länger. Was soll denn hier anders sein als an anderen Orten? Herrje, das sind Kinder!" Die Journalistin dreht sich zum Konrektor um. „Wie haben sie die Woche erlebt?" „Wie ich die Woche erlebt habe?", fragt er. „Was soll ich ihnen sagen? Es ist hier bei der ersten Vorstellung wie im Stadion gewesen, Gänsehaut halt. Ich hab die Kinder selten so glücklich erlebt wie in dieser Woche."

Und irgendwann gehen die Türen zum zweiten Mal auf. Wieder strömen über 200 Eltern in die Halle, wieder ziehen die Gazellen, Elefanten, Giraffen und Affen ein. „Es ist kein Problem, wenn sie Fotos machen", sagt Arnd Dalbeck ganz zu Beginn. „Aber tun sie ihren Kindern den Gefallen und hören sie auf, mit ihren Smartphones durchgehend zu filmen. Ihre Kinder wollen von ihnen gesehen werden und diesen Moment mit ihnen teilen."

Es ist das zweite Mal an diesem Tag, dass sich über 130 Hände langsam nach oben erheben. Es ist das zweite Mal, dass über 400 Augen auf sie blicken, auf die Türken, Rumänen, Bulgaren, auf die Syrer, Afghanis, Iraker. Es ist das zweite Mal, dass die Musik einsetzt.

Und es ist wie beim ersten Mal, als die Hände lange in der Luft hängen und noch länger dort bleiben. Und dann macht es rumms. Und alles hat sich gelohnt.

Die Schulsozialarbeit im Wellenbrecher-Büro Rhein-Ruhr wird vertreten von Birgit Brinkmann, Bettina Grosser, Jan Bilstein und Michael Kazmierski. An drei Grundschulen in Duisburg sind sie AnsprechpartnerInnen für Lehrer, Eltern und Kinder. Sie führen Sozialkompetenztrainings durch, vermitteln bei Bedarf Ratsuchende an andere Institutionen und stehen im ständigen Austausch mit den Jugendämtern in ihren Bezirken. Die drei Eckpfeiler ihrer Arbeit sind Prävention, Intervention und Netzwerkarbeit.

Katja Schmidt im Gespräch

„Am Anfang war das echt ungewohnt – so viele Leute um mich …“

Zwei Jugendliche und ihr Betreuer berichten über ihre Erfahrungen in der Dorfgemeinschaft Schloss Tempelhof e.V.

Wellenbrecher arbeitet mit qualifizierten BetreuerInnen der Gemeinschaft Tempelhof zusammen, in der vor allem Jugendliche betreut werden, um Perspektiven für die Zeit nach einer längerfristigen Betreuung im Ausland und für die Verselbständigung zu entwickeln. Sie werden auf ihrem Integrationsweg in Gesellschaft, Schule und Beruf begleitet und gefördert. Im folgenden Interview unterhält sich Katja Schmidt, Koordinatorin bei Wellenbrecher, mit den beiden Jugendlichen Jan und Sven* sowie ihrem Betreuer Rolf* .*

Die Gemeinschaft Tempelhof verfolgt ein besonderes, visionäres Konzept mit einer alternativen Lebensform und basisdemokratischen Elementen. Es handelt sich um ein Ende 2010 erworbenes kleines Dorf, das in einer wunderschönen ländlich hügeligen Landschaft in der Nähe von Schwäbisch Hall liegt. Darin leben und arbeiten mehr als 120 Menschen, die sich bemühen, die Vision von einer ökologisch nachhaltigen, sozial gerechten und sinnerfüllten Daseinsform in die Realität umzusetzen.

Der verbindende Hintergrund der Dorfbewohner ist die bewusste Entscheidung für ein gemeinschaftliches Leben auf dem Gelände eines ehemaligen Kinderheimes. Die Ansiedlung besteht aus vielen verschiedenen Wohnhäusern, in denen Wohnungen in sehr unterschiedlichen Größen (teils für Familien, teils für Wohngemeinschaften, teils als Apartments etc.) zur Verfügung stehen.

Im Mittelpunkt des dörflichen Lebens steht das gemeinsame Engagement für das „Wir“. Gleichzeitig gibt es jedem Mitglied die Möglichkeit, einen Raum zu gestalten, in dem es seinen persönlichen, geistig-spirituellen, aber gerade auch ganz lebenspraktischen Weg finden kann.

Die Gemeinschaft verfolgt das „All Leader Prinzip“, bei dem davon ausgegangen wird, dass in jedem Menschen auch gewisse Führungsqualitäten schlummern, die als Ressourcen anerkannt und akzeptiert werden, ohne zu rivalisieren oder zu bewerten. So basiert die gemeinschaftliche Organisation auch auf dem Konsensprinzip. Genau diese Haltung ist unter anderem für die dort aufgenommenen Jugendlichen eine sehr wertvolle Erfahrung.

Allen ist es wichtig, direkt in Beziehung zu treten, offen und ehrlich aus dem Herzen heraus zu kommunizieren; auch das ist für die Jugendlichen zunächst eine neue, sehr ungewohnte Erfahrung, die deutlich zur Steigerung ihres meist doch eher geringen Selbstbewusstseins beiträgt.

* *Namen von der Redaktion geändert*

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist der Anspruch, möglichst solidarisch und ökologisch miteinander zu wirtschaften. So kommt z.B. ein großer Teil der benötigten Lebensmittel aus der eigenen Landwirtschaft oder der eigenen Bäckerei.

Weitere Informationen finden sich im Internet unter www.schloss-tempelhof.de.

Katja: *Sven, du warst vorher in Lettland, magst du mal erzählen, wie das Ankommen für dich am Tempelhof war?*

Sven: Na ja, ich hatte ja gar keine Wahlmöglichkeit. Ich bin vom Flughafen in Frankfurt abgeholt worden von Katja von der Koordinatorin und zum Tempelhof gebracht worden. Ich hatte Katja zwar in Lettland kurz kennengelernt, aber wo es jetzt genau hingehen sollte, wusste ich nur von den Bildern und dem Erzählen. Meine lettische Betreuerin und ihre Familie ist zum Glück mitgekommen und hat mich begleitet. Die erste Nacht hier war für mich schrecklich. Ich bin von den Hühnern früh morgens aufgeweckt worden, weil die so einen Krach gemacht haben. In Lettland gab es nur Schafe, die haben all´ den Salat im Garten aufgefressen, aber die waren nicht so laut. Dort in Lettland war ich für die Versorgung der Schafe zuständig, das hat mir viel Spaß gemacht. Jan hingegen ist aus einer deutschen Projektstelle auf den Tempelhof gewechselt.

Jan: Bei mir war das ganz anders. Ich war das erste Mal am Tempelhof, weil meine frühere Projektstelle Pause von mir brauchte und alleine in Urlaub fahren wollte. Rolf hat mich mit einem Opel Astra Baujahr 2015 vom Carsharing bei A. abgeholt. Ja, Autos sind mir ganz wichtig, davon weiß ich ganz, ganz viel.

Für mich war das Ankommen toll hier. Ich fand das toll, die Leute von der Landwirtschaft kennenzulernen. Ich fand das hier ganz spannend, finde ich auch immer noch! Ich habe ganz viel über den Tempelhof gefragt, und ich habe ganz viele Antworten gekriegt. Ich bin doch immer so neugierig und quatsche ganz viel, und ich bin damit keinem auf den Keks gegangen...

Katja: *Wie war die Umstellung für euch? Hattet ihr Schwierigkeiten am Anfang?*

Sven: Am Anfang war das echt neu und ungewohnt für mich, so viele Leute um mich zu haben, teilweise hat mich das auch gestresst. In Lettland war die Projektstelle ganz weit außerhalb, das nächste Haus war ganz weit weg, da war es immer ruhig. Meine Projektstellenfamilie, die Tiere – das war´s. Hier habe ich mit meinem Betreuer Rolf in einer WG gewohnt, wir waren 4 Männer/Jungs, mit Klaus und Jan zusammen. In der WG gab es am Anfang auch noch ein paar Wechsel, so dass ich mich schnell an verschiedene Leute gewöhnen musste und kennenlernen musste, ob ich das wollte oder nicht. Ich habe schon Zeit gebraucht, um mich an all´ das zu gewöhnen. Und es war gut, dass ich da noch nicht in der Landwirtschaft arbeiten musste. Was total nervig war: Am Anfang gab es ständig Stress ums Rauchen. Das wird am Tempelhof nicht gern gesehen. Rolf hat einen totalen Gesundheitsfimmel, ich war ja auch noch minderjährig. Am Tempelhof darf man nur an ganz bestimmten Stellen rauchen, das war für mich Stress!

Jan: Für mich war die erste Zeit auch ziemlich stressig. Rückblickend glaube ich aber, dass mein Stress eher mit dem Wechsel von meiner alten Projektstelle zu tun hatte und dem ganzen Stress, den ich da vorher hatte. Eigentlich hat es mir hier sofort ziemlich gut gefallen. Das ist super, dass so viele Leute hier in der Gemeinschaft leben. Das hat mir – glaube ich – von Anfang an total gut getan. Ich konnte mit allen quatschen, ich rede nämlich total gerne und lerne super gerne neue Leute kennen. In der Zeit gab es auch noch Jockel, den großen Berner Sennenhund. Der war toll, der war sofort mein Freund. Mit dem habe ich ganz viel zusammen auf dem Teppich gelegen, und – naja – gekuschelt.

Sven: Oh ja, der tolle alte Hund! Lacht. Und, wenn der gefurzt hat, hat es immer tierisch gestunken. Ja, das ist total schade, dass der nicht mehr lebt.

Rolf: Für mich war das komisch, dass Sven eigentlich keine Wahl hatte, ob er zu uns kommen wollte oder nicht. Das ist eigentlich gar nicht meine Art, so mit Jugendlichen zu arbeiten. Das hat mich zu Anfang sehr viel vorsichtiger sein lassen im Umgang mit ihm. Toll war, dass die frühere lettische Betreuerin erst noch mit dabei war. Gerade am Anfang der Betreuung war es total hilfreich, dass wir in einer kleineren WG innerhalb der großen Gemeinschaft gewohnt haben. Dadurch ein bisschen eine kleine Insel für uns. Für die Jungs war das so überschaubarer. Gemeinsame Mahlzeiten in einer Art überschaubarer Familiensituation war für die Jungs gut. Die meisten unserer Dorfbewohner essen zumindest mittags in der großen Kantine. Das wäre

für die Jungs viel, viel zu anstrengend gewesen. Jan wäre wahrscheinlich verhungert, weil er vor lauter Eindrücken drum herum vergessen hätte, zu essen. Ich hatte in der Zeit dadurch weniger Kontakt zu den anderen, was ich aber auch gar nicht so schlecht fand. Aber da müssen wir immer noch gut hingucken. So viele Leute um sich zu haben, kann auch schon mal ganz schön anstrengend sein. Wenn Du hier von A nach B über den Platz läufst, kann das schon mal was dauern, wenn man zig Leute unterwegs trifft, die was von einem wollen.

Katja: *Gibt es etwas, was euch an der Gemeinschaft hier nervt?*

Sven: Nee, für mich gibt's hier gar nichts mehr zu meckern! Im Gegenteil. Was total toll ist, dass ich hier so genommen werde, wie ich bin. Mit all meinen Macken. Hier wird irgendwie mehr nach den guten Sachen geguckt!

Jan: Mich strengt das an, dass hier mehr Absprachen getroffen werden müssen als woanders. Mehr Menschen haben mehr Meinungen, und die müssen sich immer erst mal einigen! Das kann dann auch schon mal was dauern!

Rolf: Früher habe ich mit einzelnen Jugendlichen in sog. Almprojekten gearbeitet, gemeinsam in meiner Familie. Da ist das in der Gemeinschaft schon eine Umstellung. Gerade am Anfang einer Betreuung ist es in einer Gemeinschaft schon mal schwieriger. Viele versuchen, mir reinzureden, wollen mitbestimmen, meinen zu wissen, wie es besser geht. Dadurch kann der Jugendliche schon mal eher „durchschlüpfen". Was auf der anderen Seite natürlich auch wieder gut ist, da dadurch, wenn es total anstrengend wird, sowohl für den Jugendlichen als auch für den Betreuer, mehr Leute zur Verfügung stehen können. So, wie Jan gerade gesagt hat. Wenn er merkt, dass der eine gerade keine Ohren mehr hat, geht er halt zum Nächsten!

Katja: *Du hast ja jetzt schon angefangen... Was findet ihr gut daran, in einer großen Gemeinschaft zu leben?*

Jan: Wir haben hier supergutes Essen, das finde ich toll. Ich weiß genau, woher unser Essen kommt, weiß genau, was ich auf dem Teller habe. Ich habe die Rüben oder Kartoffeln vorher aus der Erde gebuddelt oder die Tomaten in unserem Gewächshaus geerntet. Dann werden die Sachen von unserem Koch in der Großküche verarbeitet und mit dem kleinen Elektroauto in die Kantine gefahren, wenn Essenszeit ist. Wir haben bei allem schon mitgearbeitet, alles selber gesehen und mitgemacht. Mir kann keiner mehr erzählen, dass die Milch von Aldi kommt!

Sven: Für mich ist es immer toll, durch die ganzen Gasthelfer, die kommen, um uns, die

Gemeinschaft, kennenzulernen, immer wieder neue Leute kennenzulernen. Mit denen kann ich dann quatschen. Mit einigen habe ich immer noch Kontakt, tolle Leute!

Rolf: Ja, durch die vielen Menschen hier am Tempelhof gibt es immer wieder andere Menschen, die sich mit den Jungs beschäftigen, die eben nicht in einer pädagogischen Rolle unterwegs sind, ganz normale Leute, die ganz normal reden und keine offizielle Aufgabe haben. Das ist super, auch für die Jungs. Die fühlen sich dadurch auch „normaler“ und nicht immer nur betreut. Wenn sie Stress haben, ob mit mir oder einfach nur untereinander, können sie sich aussuchen, mit wem sie quatschen wollen. Sie können viel Zeit auch mit anderen verbringen. Das entlastet alle. Die Größe unseres Platzes macht es natürlich auch leichter. Wenn Jan Stress hat, setzt er sich auf sein Rad und dreht hier ein paar Runden, um sich abzureagieren. Ich kann aber sicher sein, dass nix passiert, da ja hier kaum Autos fahren. Wir leben hier mit ganz vielen interessanten Menschen, die alle ganz viel Potential mitbringen. Vor kurzem war zum Beispiel Gerald Hüther, der bekannte Gehirnforscher, hier und hat hier ein Seminar gegeben.

Die Mitwirkenden

Dr. Kurt Frey
Dipl.-Pädagoge, Dipl.-Sozialarbeiter, Supervisor, Counselor grad., tätig in freier Praxis als Supervisor, Counselor, Weiterbildner und Projektentwickler, Lehrbeauftragter an der SRH Hochschule Hamm, Praxisberater am Berufskolleg des LWL in Hamm

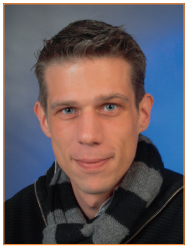
Redaktionsteam „Individualpädagogische Blätter“

Sven Frey
Jahrgang 1986
Erzieher, Geschäftsführer InJu Gbr, Hamm

Volker Hilgenstock
Langjähriger Bereichsleiter Jugend, Familie und Schulen der Stadt Castrop-Rauxel

Redaktionsteam „Individualpädagogische Blätter“

Michael Karkuth
Dipl.-Sozialarbeiter, Traumaberater, Bereichsleitung Erzieherische Hilfen im Ausland Wellenbrecher e.V.



Michael Kazmierski
Sozialwissenschaftler (B.A.), Journalist, Filmemacher, Autor, Schulsozialarbeiter Wellenbrecher e.V.

Thomas Kurowski-Kindel
Jahrgang 1958
Kommissionierer im Lebensmittelgroßhandel

Martin Lanfersiek
Dipl.-Pädagoge, Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation Wellenbrecher e.V.

Redaktionsteam „Individualpädagogische Blätter“

Kirill Mikhailov
Journalist, Reisepädagoge Russland Wellenbrecher e.V.

Wolfgang Müller
Sozialwissenschaftler M.A., Geschäftsführender Vorstand Wellenbrecher e.V., langjährige Vorstandstätigkeit bei der Bundesarbeitsgemeinschaft Individualpädagogik e.V. (AIM)

Jürgen Oberscheidt
Dipl.-Sozialpädagoge, Dipl.-Pädagoge, Mediengestalter, seit über 20 Jahren in unterschiedlichen Funktionen für Wellenbrecher e.V. tätig. Zur Zeit freiberuflicher Berater.

Redaktionsteam „Individualpädagogische Blätter“

Christian Peiffer
Staatlich Examinierter Krankenpfleger, systemischer Therapeut (SG). Berufliche Erfahrung/Tätigkeitsschwerpunkte: Erwachsenenpsychiatrie, Kinder- und Jugendpsychiatrie, Jugendhilfe. Mitarbeiter der Abteilung Diagnostik Wellenbrecher e.V.

Thorsten Rentel
Sonderschullehrer und EDV-Fachbereichskoordinator der Sonneck-Schule, Abteilung Distanzbeschulung des Neukirchener Erziehungsvereins;
zuständiger Lehrer für Jugendliche in Wellenbrecher-Projekten in Russland seit 2011.

ohne Abb.

Rolf Rosenwick
Dipl. Theol., Dipl. Soz.-Arb., systemischer Familienberater und systemischer Therapeut, Supervisor, seit über 25 Jahren in leitender Stelle in der Jugendhilfe tätig

Norbert Scheiwe
bis 2015 Gesamtleiter des Campus Christophorus Jugendwerk, Breisach, jetzt Privatier; engagiert sich heute vielfach ehrenamtlich u.a. als Vorsitzender der European Charity University e.V. und des Europäischen Hauses der Begegnung e.V., Vorsitzender der L.U.C.Y.-Stiftung - Bildung für Kinder und Präsident der Badischen St.Jakobusgesellschaft e.V.

Katja Schmidt
Dipl.-Sozialarbeiterin, systemische Familienberaterin, Koordination Perspektivklärung Wellenbrecher e.V.

Dr. Wladimir Süss
Dipl.-Pädagoge, Dipl.-Psychologe, Projektleiter Erzieherische Hilfen in Russland Wellenbrecher e.V.

Prof. Dr. em. Philipp Walkenhorst
Lehrstuhl für Erziehungshilfe und Soziale Arbeit, Humanwissenschaftliche Fakultät der Universität zu Köln

Bildnachweise
Bildnachweise cloud_seven/Shutterstock.com, Diego Cervo/Shutterstock.com, Dragon Images/Shutterstock. com, Thomas Kampmann, Michael Kazmierski, Kirill Mikhailov, Jürgen Oberscheidt, Laura Serra, sunsinger/Shutterstock.com, Wellenbrecher-Archiv.

Wellenbrecher e.V. | Arminiusstraße 15 | 44149 Dortmund | wellenbrecher.de